

1. Auflage 2025 (CLV)

(Erschien 2010 im Verlag Christliche Verlagsgesellschaft Dillenburg als Teil 1 und 2.)

© der deutschen Ausgabe 2025 by CLV
Christliche Literatur-Verbreitung e.V.
Ravensberger Bleiche 6 · 33649 Bielefeld
www.clv.de

Bei Fragen zur Produktsicherheit erreichen Sie uns
über gpsr@clv.de oder auf dem Postweg.

Der Verlag behält sich die Verwertung der urheberrechtlich geschützten Inhalte dieses
Werkes für Zwecke des Text- und Data-Minings nach § 44 b UrhG ausdrücklich vor.
Jegliche unbefugte Nutzung ist hiermit ausgeschlossen.

Satz: EDV- und Typoservice Dörwald, Steinhagen
Umschlag und Piktogramme: Lucian Binder, Marienheide
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck

Artikel-Nr. 256767

ISBN 978-3-86699-767-7

Heinz Böhm

Rufus und Timaios

Abenteuer im Römerrreich



INHALT

Zwei gute Freunde	7
Eine Botschaft vom Kaiser	12
Timaios belauscht ein Gespräch	17
Die Höhlen am Meer	22
Überlistet	27
Wunderbar gerettet	30
Achaikus, Richter von Smyrna	32
Der Feuertod des Polykarpus	41
Gehasst um Jesu willen	51
Ein Lauscher an der Wand	62
Das darf nicht wahr sein	70
Glaubensbewährung	78
Im Hause des Obsthändlers	89
Haarscharf am Tod vorbei	101
Von Häschern geschnappt	116
Als Verräter entlarvt	123
Ein ungewöhnliches Angebot	131
Vergebliche Überredungskunst	138

Der Verzweiflung nahe	146
Philippos dreht durch	152
Muss Gott Gebete erhören?	157
Aufrichtige Reue	162
Endgültige Urteile	165
Jahre des Leidens	172
Achaikus lässt von sich hören	178
Rufus folgt seinem Großvater	185
Sklave auf dem Hafenschlepper	188
Quälende Gedanken	195
Ansteckung gefürchtet	200
An Bord der Leontos	205
Christus oder Poseidon	210
Nur Fahrgast oder Spitzel?	216
Fraß für die Haie	221
Er heißt Wunderbar	233

ZWEI GUTE FREUNDE

Rufus und Timaios waren Freunde. Vor einigen Wochen hatten sie sich angefreundet. Beide wohnten in der Nähe des Hafens und lebten um das Jahr 160 nach Christus in der griechischen Hafenstadt Smyrna.

Rufus und seine Familie gehörten zu den Christen, die im Römischen Reich als Volksschädlinge verfolgt wurden und sich deshalb nur heimlich treffen konnten. Die Christen wollten weder den römischen Göttern opfern noch dem Kaiser göttliche Ehre erweisen.

Der Vater von Timaios betrieb eine Schenke, die jeden Abend zahllose Fischer und andere Gäste in den großen Raum lockte. Auf dem gestampften Lehm Boden standen stabile Tische und Bänke. Vor der meistens geöffneten Tür machte ein riesiger Tonkrug unübersehbare Werbung. Jeder sollte sofort erkennen, dass man hier seinen Durst löschen konnte. Meistens waren es Fischer, Handwerker und Hafendarbeiter, die Philippos' Wein zu schätzen wussten. Es waren hauptsächlich arme Leute, die der Durst nur wenige Münzen kosten durfte.

Der elfjährige Timaios musste seinen Eltern tüchtig helfen. So schleppte er an heißen Tagen immer wieder neue mit Wein gefüllte Krüge aus dem tiefen Keller.

Fast nur von Erwachsenen umgeben, freute sich Timaios, als er eines Tages den gleichaltrigen Rufus kennenlernte. Beide hatten sich am Hafen gesehen und sich angelacht.

Rufus hatte Timaios gefragt: »Soll ich dir mal das Fischerboot von meinem Großvater zeigen?«

»Gern!«

Seit jener Zeit trafen sich die beiden oft am Hafen. Auch Timaios war stolz, als er den neuen Freund mit in den Weinkeller nahm und ihm die großen Steinkrüge zeigte. Rufus war beeindruckt. »Und schön kühl ist es hier unten!«

Philippos und seine Frau Myrto freuten sich, dass ihr Junge einen Freund gefunden hatte. Oft stöberten die beiden im Dünengelände, fingen schillernde Eidechsen oder lagen faul am Strand des Meeres. Heute aber sollte es ein besonderer Tag werden. Nearchos, der Großvater von Rufus, wollte die beiden mit zum Fischen nehmen.

Schon ganz früh trafen sie sich am Hafen und malten sich aus, wie groß die Fische wohl sein würden. Über dem weiten Meer tanzten die ersten Goldflecken der aufgehenden Sonne.

»Wo Großvater nur bleibt?«, maulte Rufus. »Er ist doch sonst immer pünktlich!«

Über den flachen Strand kam ein Mann gelaufen, direkt auf den Fischerhafen zu. Aber anstatt des Erwarteten,

kam Rufus' Vater. Sein Gesicht war rot und verschwitzt. Die beiden Freunde ahnten nichts Gutes.

»Großvater liegt mit Fieber auf seinem Lager!«, rief ihnen der Mann zu. Die Gesichter der beiden Freunde wurden lang wie die Fische, die sie zu fangen erwartet hatten.

»Da kann man nichts machen!«, sagte Timaios. »Aber wie nutzen wir diesen schönen langen Tag?«

Sie schauten Rufus' Vater nach, der nahe des säulenumsäumten Marktplatzes in einer Werkstatt als Steinmetz arbeitete. Zum Bildhauer reichte das Talent nicht aus, aber gesellschaftlich galt er doch etwas mehr als ein armer Fischer, so wie sein Schwiegervater einer war.

Die zwei Freunde verliefen sich selten in die Stadt. Für sie gab es nur das Meer, den Hafen und ... – Timaios kam auf diesen Gedanken – die tiefen Höhlen, die nahe der Steilküste in dunklen Windungen im Berg verschwanden.

»Soll ich eine Fackel besorgen, damit wir in eine der Höhlen klettern können?«

Rufus schüttelte sich. »Die Leute sagen, es sei dort nicht ganz geheuer«, wehrte er ab. »Wir könnten ja zunächst ein wenig in der Stadt bummeln, zum Marktplatz oder in die Nähe des Poseidontempels. In den alten Mauerritzen wimmelt es von Eidechsen.«

»Dazu habe ich wenig Lust«, sagte Timaios ehrlich. »Ich muss erst das Fieber von deinem Großvater verkraften!«

Rufus lachte. »Das wirst du wohl müssen, denke ich.«

Obwohl Timaios stolz darauf war, dass alle Fremden die Schönheit ihrer Vaterstadt Smyrna lobten, hielt er sich selbst am liebsten am Meer und in den Dünen auf.

Rufus sah das enttäuschte Gesicht des Freundes. Immerhin war es ja *sein* Großvater, der ihnen versprochen hatte, sie mit aufs Meer hinauszunehmen. Vertraulich legte er dem Freund den Arm um die Schultern. »Auf zu den Höhlen!« Rufus war selbst über seinen Mut erstaunt. »Wenigstens einmal bis an die dunklen Eingänge«, schränkte er ein.

»Einverstanden. Vielleicht die Herkuleshöhle. Die soll am tiefsten sein und in einem großen Bogen an der Felsenküste als schmale Grotte enden oder anfangen, wie man's nimmt.«

Mutig stapfte Timaios durch den weißen Sand dem Freund voran.

Im Hafen wurde es lebendig. Erste Lebensmittelkähne durchschnitten die See. Hafenarbeiter schrien durch den stillen Morgen. Je weiter sich die Freunde vom Hafengelände entfernten, umso mehr umfing sie ein wohltuendes Schweigen, unterbrochen nur von den

rauschenden Wellen, die weiß und glitzernd den Strand leckten.

Unvermittelt brachen die Dünen ab, und aus der blauen Flut leuchteten die ersten Felsbrocken. Nahe rückte die schroffe Steilküste an den Strand und die heranrollenden Wogen schäumten hoch auf. Je näher die beiden Freunde der Felswand kamen, umso langsamer wurden ihre Schritte. Eine schmale Landzunge, mit Kies und Muscheln übersät, führte zu einer der ersten Höhlen. Die zwei Jungen blieben stehen und sahen sich an. Der Eingang glich dem Rachen eines gefräßigen Haifisches. Schwarz fiel der Schatten des Eingangs auf den sonnigen Sand. Timaios dachte an die Geschichte von den ertrunkenen Seeleuten, deren Seelen nachts durch die Höhlen schweben sollten. Einer der alten Fischer hatte kürzlich in der Schenke noch davon erzählt. Schaurig schön, wenn man von starken Männern umgeben war. Aber jetzt?

EINE BOTSCHAFT VOM KAISER

Rufus spürte die Unsicherheit seines Freundes. Wahrscheinlich wollte Timaios nicht zugeben, dass auch er sich fürchtete.

»Eigentlich gibt es dort nichts Besonderes zu sehen«, wandte Timaios sich an seinen Freund. »Außerdem habe ich unheimlichen Durst. Wollten wir nicht die Trauben in unserem Weinberg probieren?«

Rufus nickte zustimmend. »Einen besseren Einfall konntest du nicht haben!«

Sie stürmten los den Strand entlang, dann bogen sie bei der ersten hohen Düne ab und kletterten den Hang hinauf.

In der Nähe des Hafens, an einem sonnigen Hang gelegen, dehnte sich der Weinberg des Schankwirtes Philippos aus. Eine edle Sorte Trauben wuchs heran, die Philippos selbst presste und den Wein speziellen Freunden servierte. Die beiden Jungen krochen unter den staubgepuderten, knorrigen Weinstöcken umher. Wie Hunde, die etwas von ihrem Herrchen erwarten, schauten sie über sich in das leicht gefärbte Laub. Herrlich saftig hingen dicke Trauben an den gebogenen Reben. Während sie schmatzend nebeneinandersaßen und die

saftigen Weintrauben von den Reben aßen, wurde Rufus mitten in seinem Vergnügen aufgeschreckt. Wie ein schwarzer Vogel tauchte ein Gedanke auf – ein Satz, den er gestern von seinem Großvater gehört hatte. Und der wollte überhaupt nicht zu dem sonnigen Tag passen. Den Kopf mit dem grauen Vollbart in beiden Händen vergraben, hatte der Großvater vor sich hingeseufzt.

»Von Ephesus herüber hat einer die Nachricht gebracht.«

»Was für eine Nachricht?«, fragte Rufus' Mutter.

»Unheil aus Rom gegen die Christen!«

Rufus vergaß ganz, dass er eine saftige Traube in der rechten Hand hielt.

»Na, bist du schon satt?« Timaios stand jetzt zwischen den Rebstöcken und schaute hinüber zum Hafen.

In dem flirrenden Licht tauchte ein mächtiges Schiff auf.

»Ein Schiff! Ein Schiff!«, schrie Rufus begeistert.

Jeder riss noch eine Traube ab, dann rannten sie aus dem Weinberg hinaus. Solch ein Ungeheuer hatten sie noch nie von Nahem gesehen! Unten am Hafen strömten die Leute zusammen. Eingekeilt zwischen Hafearbeitern, Fischern und herbeigeeilten Marktfrauen standen die beiden Freunde und sahen dem ungewöhnlichen Schiff entgegen.

Es sah völlig anders aus als die Frachtkähne, die ihre Ladungen brachten. Nahe des Bugs saßen in zwei Viererreihen die schweißnassen Ruderer – dunkle, glänzende Gestalten mit verwegenen Gesichtern. Immer, wenn sie die breiten Schalen der Ruder aus dem Wasser zogen, perlten Tausende von Tropfen in das Meer zurück. Diese Rudersklaven waren der stechenden, unbarmherzigen Sonne schutzlos ausgeliefert. Über die Hälfte des vornehmen Schiffes war eine weiße Leinwand gespannt. Nur hinten am Heck ragte ein Mast heraus, an dem das Heckruder befestigt war. Geschickt lenkte der Steuermann das Boot auf die gaffende Menschenmenge zu.

Die Versammelten reckten neugierig ihre Hälse. Mit einem kostbaren Gewand bekleidet, trat eine hohe Gestalt an die Reling des Schiffes. Eine gebietende Handbewegung, und das Gemurmel der Leute hörte sofort auf. Die stolze Gestalt an der Reling griff in die weiten Falten ihres Gewandes und zog eine Schriftrolle hervor. Laut schallte ihre Stimme zu den Versammelten hinüber: »Auf Befehl des göttlichen Kaisers!« Die Stimme des Mannes klang hart wie Metall. »Dass die Volksauführer den Göttern den gebührenden Dank verweigern, wäre noch hinzunehmen. Aber dass sie sich weigern, dem göttlichen Kaiser die schuldige Ehre zu geben, macht sie zu Verrätern Roms. Ich spreche von den Christen.«

Rufus fühlte, wie sich alles zu drehen begann. Nun waren sie von Ephesus auch hier herüber nach Smyrna gekommen.

Der Römer sprach mit harter Stimme weiter. »Der göttliche Kaiser gibt folgenden Befehl: Wer immer sich als Christ bekennt, wird hart bestraft. Wer unter dem Volk die Schlupfwinkel der Christen aufspürt, soll gut belohnt werden.« Sein Gesicht verzog sich zu einem gnädigen Grinsen. »Wer jedoch bereit ist, dem verderblichen Aberglauben abzuschwören, und dem Kaiser Weihrauch anzündet, der wird in den nächsten drei Tagen noch begnadigt!« Seine Stimme schwoll wie eine Lawine an: »Aber danach nicht mehr!«

Rufus taumelte aus der versammelten Menschentraube heraus und presste den Kopf in beide Hände. »Mein Gott, der Großvater ... der Großvater!« Rufus fühlte die Hand seines Freundes auf der Schulter.

»Was hast du denn?« Er zog den leicht Widerstrebenden in den Schatten einer Steinfigur. »Du gehörst doch bestimmt nicht zu diesen Leuten ... oder dein Großvater?«

Gejohle und Händeklatschen der versammelten Menge belohnten die harte Rede des Römers.

»Weg mit den Christen!«, schrie eine junge Stimme.

»Ja, weg mit den Christen!«, kamen Echos aus der Menge.

Der stolze Römer lächelte überlegen, und nach einer Handbewegung rollte er das Blatt wieder zusammen.

Timaios blickte zu einem der Schreihälse hinüber. Ein windiger, arbeitsscheuer Geselle, dieser Erastus. Der soff mehr Wein, als er bezahlen konnte. Was aber hatte sein Freund? In der Angst, er könnte die unglaubliche Antwort erhalten, fragte er noch einmal: »Bist du ein Christ, Rufus, oder dein Großvater?«

Mit dunklen Augen schaute ihn der Gefragte an.
»Warum willst du es wissen?«

»Weil du mein Freund bist.«

»Auch dann noch ... wenn ich ein Christ bin?«

Timaios nickte tapfer. »Auch dann noch.«

TIMAIOS BELAUSCHT EIN GESPRÄCH

Über der Weinschenke hatte Timaios seine Schlafkammer. Eigentlich war es nur ein Loch mit einem großen Fenster. Timaios lag wach auf seinem Lager und dachte über alles nach, was ihm sein Freund Rufus gesagt hatte. Es stimmte überhaupt nicht, was man über die Christen alles redete, sie brächten heimlich Menschenopfer und hätten landauf und landab die Brunnen vergiftet. Im Gegenteil! Sie liebten einander, wie es unter den Heiden einfach nicht möglich war.

»Doch weswegen werdet ihr so von den Menschen gehasst?«, hatte Timaios seinen Freund gefragt. »Und warum seid ihr so dumm, euch mit dem Kaiser von Rom anzulegen?«

»Weil Christus der Sohn Gottes ist und weil ihm als Gott alle Ehre gebührt und nicht einem sterblichen Menschen.«

»Dann ist der Kaiser überhaupt kein Gott?«

»Nein, er ist kein Gott. Er ist ein sterblicher Mensch wie jeder andere auch.«

»Und euer Christus? Ist er nicht auch längst gestorben?«

Rufus hatte den Freund angesehen. »Ja, aber Gott hat ihn von den Toten auferweckt. Jesus lebt.« Er hatte auf eine Zypresse gezeigt. »Bete mal zu dem Baum. Du wirst keine Antwort bekommen. Oder nimm eine Götterfigur aus Marmor. Sie bleibt stumm wie ein Fisch.«

»Und euer Christus gibt Antwort?«

»Ja, er hört alle Gebete.«

Timaios staunte. *Allerdings, eine ungewöhnliche Botschaft.* Nur das mit der Sünde hatte er nicht recht begriffen. Wie hatte Rufus noch gesagt? »Wir alle sind Sünder vor dem großen Gott. Und damit wir nicht verloren gehen, ist Jesus für unsere Schuld gestorben.«

»Und das glaubst du?«, hatte Timaios gefragt.

»Das glaube ich«, sagte Rufus schlicht, »denn Christus hat mir alle meine Schuld vergeben.«

Nachdenklich hatten sie sich getrennt. Timaios sorgte sich um seinen Freund. Er dachte an die Worte des Römers. Besonders der eine Satz schwamm wie eine dicke Qualle in seinem Gedächtnis: *Wer unter dem Volk die Schlupfwinkel der Christen aufspürt, soll gut belohnt werden.* Hier fiel Timaios ein Name ein. Der würde sich den Verrat der Christen gut bezahlen lassen: nämlich Erastus.

In seine Gedanken brüllte die Stimme seines Vaters von der Schenke herauf: »Los, Timaios, geh mir zur Hand! Vom Hafen her kommt eine Schar durstiger Männer.«

»Sofort! Bin gleich unten.« Er sprang von seinem Lager auf und tappte die Treppe hinunter. Er kannte jeden Winkel des alten Hauses. Ein schmaler Flur führte hinaus in den Garten. Und rechts gelangte man durch eine Türöffnung in den Schankraum direkt bei der Weintheke.

Philippos grinste freundlich über sein gehorsames Söhnchen. »Hol zwei Krüge von dem preiswerten Wein«, sagte Philippos. Er meinte damit den billigen. Lärmend kam eine Gruppe Männer auf die Schenke zu. Philippos hatte den Verdacht, dass sie anderswo schon gründlich »vorgespült« hatten.

Während Timaios auf nackten Füßen die Stufen in den Weinkeller hinuntersprang, dachte er an seinen Freund Rufus. Irgendwie spürte er eine Gefahr. Er blieb auf der Treppe stehen. Sollte er es wagen? »Lieber Gottessohn und Freund von Rufus. Zeig mir doch, wenn ...« Er wusste nicht, was er weiter sagen sollte. Er füllte einen Weinkrug und trug ihn hinauf. Philippos und seine Frau Myrto strahlten zufrieden. Die Gruppe brachte einen gehörigen Durst mit. Und manche blanke Münze wurden dem Schankwirt und seiner Frau Myrto in die hohle Hand gezahlt.

Währenddessen schlich Timaios in den nächtlichen Garten hinaus. Es war eine helle Mondnacht. Die Marmorgestalten der Götterstatuen schimmerten

bleich aus dem Grün der hohen Ziersträucher. Plötzlich – eine heisere Stimme! Timaios hätte sie unter Hunderten herausgehört.

Es war die Stimme von Erastus. Timaios drückte sich in einen Busch hinein und bog die Zweige vorsichtig auseinander. Da sah er sie stehen. Zwei Gestalten. Klein und schmierig der zwielichtige Erastus und die große Gestalt eines Centurio, eines römischen Hauptmanns.

Timaios glaubte, ihm müsse das Blut in den Adern gefrieren.

»Und du weißt es genau, wo sie sich versammeln?«, fragte der Centurio. Gut, dass dieser Römer die griechische Sprache beherrschte.

Erastus kicherte siegesgewiss. »In den Höhlen am Meer kommen sie zusammen. Meistens zu nächtlicher Stunde.« Er deutete grinsend Richtung Mond. »Besonders bei solchem Licht!«

»Du Esell«, fauchte der Römer. »Warum kommst du erst jetzt? Und welche Höhle sollen wir durchsuchen?«

Timaios sah aus seinem Versteck, wie der erbärmliche Wicht Erastus zitterte und zu stottern begann. »Sie haben ihr Zeichen, Centurio, einen Fisch, eingeritzt in eine Tontafel. Genau vor der Höhle, wo sie sich versammeln. Ich bin ihnen nachgeschlichen, schon wegen der kaiserlichen Belohnung.«

Timaios hörte Verachtung in der Stimme des Hauptmanns. »Gehörst du auch zu ihnen?«

»Das mögen die Götter verhüten«, stammelte Erastus.

»Also kann ich mich auf dich verlassen?«

»Wie auf den nächsten Sonnenaufgang«, flüsterte Erastus ergeben.

»Dann nimm diesen Beutel! Den Rest bekommst du, wenn wir sie im Kerker haben!«, zischte die Stimme des Hauptmanns.

Vor Schreck wie gelähmt, hörte Timaios noch den letzten Satz des Römers. »Dann aber sofort gehandelt, denn sie könnten sich ja diese Nacht versammeln!«

Timaios starrte auf die leere Stelle, wo die zwei gestanden hatten. Hier gab es nichts mehr zu überlegen. Nur noch handeln! Timaios rannte los. Er sah Erastus vor sich, wie er hinauf zum Mond zeigte und sagte: »Besonders bei solchem Licht!«

DIE HÖHLEN AM MEER

Während Timaios durch die schmalen Gassen des Hafenviertels keuchte, liefen ihm die Angstgedanken voraus. Hoffentlich waren die Christen heute Nacht nicht in den Höhlen oder wenigstens sein Freund nicht! Zwischen den alten Häusern schimmerte das Meer hindurch.

Alle Häuser sahen so gleich aus. Wo war die Fischerhütte des alten Nearchos? Timaios blieb stehen und wischte sich den Schweiß von der Stirn. Er schwitzte nicht allein vom raschen Laufen. Auch die Angst trieb den Schweiß hervor.

»Dank den Göttern!«, atmete Timaios befreit auf. Er hatte die Fischerhütte entdeckt. Schnell huschte er an die Wand. Sie strahlte noch die Wärme des Tages wider. Über dem einen Raum des alten Fischers lag die Kammer seines Freundes. Dieses Loch Kammer zu nennen, war stark übertrieben.

Der Steinmetz mit seiner Frau und zwei kleineren Geschwistern von Rufus wohnten drei Häuser weiter. Ein viertes Kind war unterwegs und so hauste Rufus seit einiger Zeit in der Hütte des Großvaters. Timaios blickte zur Fensteröffnung hinauf. Er erinnerte sich

an ihr verabredetes Zeichen. Bei Tage das Gurren einer Wildtaube und nachts der Schrei eines Käuzchens. Timaios wandte sich um. Dann legte er beide Hände trichterförmig zusammen und ließ sein *Kiwitt, kiwitt* hören. Alles blieb unheimlich still.

Sind sie in den Höhlen?

Plötzlich hörte Timaios seinen Namen. Oben aus dem Loch schaute ein wuscheliger Kopf heraus.

»Dir hat wohl der Mond geschadet, Timaios!«

Timaios fiel ein Felsbrocken vom Herzen. »Wie bin ich froh, dass du da bist!« Bevor Rufus verwundert fragen konnte, fügte Timaios hinzu: »Ich dachte schon, ihr seid in der Höhle am Meer!«

Rufus blieb vor Schreck beinahe die Sprache weg. Niemals hatte er seinem Freund gesagt, wo die Christen zusammenkamen! Woher wusste es Timaios, und warum tauchte er so kurz vor Mitternacht auf?

»Sie sind in der Höhle: Großvater, einige Männer und Frauen!«

»Dann komm schnell herunter«, zischte Timaios und schaute sich nach allen Seiten um.

Wenige Augenblicke später stand Rufus im Türingang.

»Erastus hat die Christen belauscht und sie an einen römischen Centurio verraten!«

»Das ist nicht wahr! Das darf nicht wahr sein!«, jammerte Rufus los.

»Dann stünde ich jetzt wohl kaum hier.« Timaios stieß seinen Freund in die Seite. »Wir müssen rennen wie der Wind, wenn wir sie noch warnen wollen!« Timaios lief einfach los. Was blieb Rufus anderes übrig, als seinem Freund zu folgen?

Nach Luft schnappend berichtete Timaios, was er in der letzten Stunde beobachtet hatte. Sie blieben hinter dem Hafengelände stehen. Timaios sah die entsetzten Augen des Freundes. »Weißt du, in welcher Höhle sich die Christen versammeln?«

»Nein! Vorher haben wir uns im Hafen in einem alten Schuppen versammelt. Seit wir Christen aber so gehasst werden, kam einer auf den Gedanken mit den Höhlen.«

»Und?«

»Ich war noch nicht mit.«

»Vier Höhlen. Ganz nahe beieinander«, überlegte Timaios. »Die Herkuleshöhle ist die bekannteste und längste. Die wird es kaum sein!« Er reckte sich etwas in die Höhe und blickte zum Hafen hinüber. »Sie kommen! Die Römer kommen!« In der Nähe des Hafens blitzten einige Lichtpunkte auf. Sie gingen auf und nieder. »Fackeln! Römische Fackeln!«

Rufus war einer Ohnmacht nahe. »Man wird sie finden, alle wird man finden!«

Timaios behielt in dieser Lage einen kühlen Kopf. »Noch haben wir einen Vorsprung!«

Sie rannten über den weichen Sand. Aus der silbrigen Dämmerung dieser Mondnacht tauchten die ersten Felsbrocken aus dem Meer auf. Dieses Mal war alle Angst wie weggeblasen.

Jetzt waren keine Gespenster zu fürchten, sondern Römer mit ihren Schwertern. Die zwei Jungen hatten sich bei der Hand genommen und stapften durch den Sand. Timaios zog den Freund nahe an die leise rauschende Dünung. Hier war der Sand nass, und man kam schneller voran. Doch nicht schnell genug, um die Christen noch warnen zu können. Die auf- und abspringenden Lichtpunkte kamen immer näher. Jetzt hörte man deutliche Stimmen. Immer wieder lautes Männergrölen.

»Oh, hilf, Herr Jesus!«, flehte Rufus und schaute sich alle paar Meter um. Voll und rund stand der Mond am Himmel. Sein Licht fiel genau auf die steile Wand. »Da, Timaios, die erste Höhle!«

Sie fassten einander wieder bei den Händen und stolperten auf die Wand zu. Kalt wehte es aus der bizarren Öffnung heraus. Auch die Römer liefen nahe am Strand. Ihre Fackeln spiegelten sich in dem nächtlichen Meer.

»Gleich sind sie da«, keuchte Rufus, »dann haben sie auch uns entdeckt!«

»Wir sind schneller. Ich habe eine Idee – ob mich dein Jesus daran erinnert hat?!«

Timaios ließ die Hand des Freundes los und lief auf die Höhle zu. Er bückte sich links und rechts neben den Eingang. Mit einem verhaltenen Jubelruf hielt er dem Freund eine Tontafel entgegen. »Jetzt aber ab!«

»Was hast du denn?«, rief ihm Rufus mit erstickter Stimme nach.

»Komm, komm! Ich erklär dir alles!« Ohne anzuhalten, rannte Timaios an der steilen Wand entlang. Die zweite Höhle öffnete ihr schiefes Maul. Timaios schaute dem heranprustenden Freund entgegen. »Genau vor diesen Eingang stelle ich die Tontafel!«

Rufus verstand nicht, was sein Freund tat, aber das war auch nicht nötig.

»Und nun nichts wie ein gutes Versteck gesucht!« Er zeigte in die finstere Öffnung hinein. »Genau in dieses Loch werden die Römer eindringen.«

»Und?«, fragte Rufus.

»Höchstens ein paar Fledermäuse werden sie finden, aber keine Christen.« Er riss den Freund einfach mit sich fort. »Komm, dort der Felsbrocken – ein gutes Versteck!«

ÜBERLISTET

Währenddessen waren die Römer bei der ersten Höhle angekommen. Die Jungen hinter ihrem Felsbrocken hielten den Atem an, besonders Timaios. Falls die Soldaten in die Höhle gingen, würden sie die Christen finden.

»Bleibt draußen! Bleibt draußen!«, bibberte Timaios' Stimme. Er deutete mit einem Kopfnicken zu der Truppe hinüber. »In dieser Höhle ist dein Opa mit den anderen Christen.« Er hielt die rechte Hand auf sein klopfendes Herz.

Die Gruppe wandte sich ab und stapfte weiter.

»Woher weißt du das?«, flüsterte Rufus. Beide hatten sich flach auf den Boden geworfen und schauten den herankommenden Soldaten entgegen.

»Erastus hat es dem Centurio gesagt.«

»Was gesagt?«

»Dass sie ihr Zeichen haben. Einen Fisch. Und solch einen Fisch haben sie in eine Tontafel geritzt und vor die Höhle gestellt.«

Rufus klopfte sich mit der flachen Hand an die Stirn. »Jetzt begreife ich es! Du hast die Tafel gefunden ...«

»... und sie vor eine andere Höhle gestellt«, grinste Timaios den Freund an. »Im letzten Augenblick hab ich mich daran erinnert«, fügte Timaios hinzu.

Gespannt schauten die beiden hinter ihrem Felsen zu der Höhle hinüber. Wieder leuchteten die Soldaten die Felswände ab. Einige drangen schon durch die Öffnung nach innen. Plötzlich triumphierendes Lachen der Männer! Einer von ihnen hielt etwas in die Höhe. »Hauptmann, dieser windige Erastus hat uns nicht belogen. Hier auf der Tafel das Zeichen der Christen. Der Fisch! Nicht dumm, diese Christen. Ohne den Papagei Erastus hätten wir sie nie aufgestöbert.«

Die beiden sahen, wie der Centurio mit einer Handbewegung Schweigen gebot. »Kennt jemand diese Höhle?«

Zögernd hob ein junger römischer Soldat seinen Arm. »Ein alter Fischer hat es ausgeplaudert. Nur eine Höhle hat einen zweiten Ausgang, als Grotte ins Meer, die sogenannte Herkuleshöhle.«

Was der Centurio jetzt fragte, verstanden die Jungen nicht, umso mehr aber seinen Befehl. »Dann alle mitkommen!« Er lachte ein widerliches, stolzes Lachen. »Dann sind sie wie die Ratten gefangen. Und sie werden auch so behandelt!«

Auf ein Zeichen ihres Hauptmanns hörte jeder auf zu sprechen und zu lachen. Lautlos kletterten sie mit ihren Fackeln in die Höhle.

Die beiden Freunde sprangen auf. »Jetzt müssen wir

deine Leute warnen! Hätten die Soldaten doch eine Fackel zurückgelassen ...«

Rufus hatte Mühe, seinem Freund zu folgen. In seinem Herzen jubelte ein einziges Dankgebet. Er erinnerte sich an einen Satz, den sein Großvater gesagt hatte: »Gott hält den Löwen nicht immer den Rachen zu. Er hat es auch bei den ersten Christenverfolgungen in Rom nicht getan. Aber ...«, dabei lag ein stiller Glanz in seinen Augen, »aber er kennt auch Wege, seine Kinder wunderbar zu bewahren.« Während Rufus dem Freund folgte, begann er dem Herrn für seine Bewahrung zu danken. So pfiffig Timaios auch gehandelt hatte, hier aber war Jesus' Hand mit im Spiel.

Rufus lief einen Steinwurf weit hinter seinem Freund her. Plötzlich blieb dieser stehen und starrte auf die Höhle. Aus dem Höhleneingang trat ein junger Mann mit einer brennenden Fackel. Seine Gestalt war mit einem langen weißen Gewand bedeckt. Die beiden standen sich gegenüber. Wie es schien, waren beide zutiefst erschrocken. Rufus trat näher. Der Mond schien genau in das Gesicht des jungen Mannes.

Bevor Rufus noch ein Wort reden konnte, platzte der andere heraus: »Mein Gott, Rufus, was macht ihr zu dieser Stunde hier am Strand?«

Rufus erkannte ihn. Es war der Sohn eines Obsthändlers und, wie Rufus wusste, ein treuer Christ.

WUNDERBAR GERETTET

Schon kündete ein heller Streifen am Horizont den neuen Morgen an. Über dem Meer tanzten Lichtflecken. In einem großen Raum saßen die Christen versammelt und beteten. Sie dankten ihrem Herrn für die wunderbare Errettung. Der Obsthändler Quartus war von den Christen zu ihrem Ältesten gewählt worden. Immer wieder glitten seine Blicke über die Köpfe der Versammelten, besonders aber über die zwei Jungen Rufus und Timaios.

Zum Glück hatte auch sein Sohn schnell geschaltet. Noch bevor die Römer ohne Erfolg die falsche Höhle durchsucht hatten, waren die Christen aus ihrem Versteck gekommen. Sie löschten die Fackeln und wählten den kürzeren Weg über die Dünen. Nun saßen sie alle zusammen. Timaios schilderte stockend, wie er Erastus und den Centurio zufällig belauscht hatte. Quartus und andere ältere Christen sahen sich lächelnd an. Was dieser Junge »Zufall« nannte, erkannten sie als Bewahrung ihres treuen Gottes.

Nun beteten sie. Timaios staunte, besonders über das Gebet des Fischers Nearchos, des Großvaters von Rufus. »Herr, wir danken dir, dass du zwei Kinder zu rettenden Engeln erwählt hast.«

Timaios blinzelte seinen Freund von der Seite an.
»Meint der uns beide?«

Rufus grinste bestätigend. »Genau, Timaios, dich und mich.«

Als sie nach dem Gebet und einer Segensgeste des Obsthändlers den Raum verließen und sich verabschiedeten, trat Timaios unruhig von einem Fuß auf den andern. Dann flüsterte er, als sage er etwas Verbotenes: »Ob mich Christus auch liebt ... und annimmt?«

Rufus zeigte hinüber zum leuchtenden Horizont. »Das ist noch sicherer als die aufgehende Sonne.« Rufus hatte Tränen in den Augen.

»Dann will ich auch ganz zu Jesus Christus gehören!«

ACHAIKUS, RICHTER VON SMYRNA

Achaikus, stadtbekannter Richter in Smyrna, stand im Säuleneingang seiner weißen Villa und schaute auf die malerische Bucht des Hafens. Zwischen unzähligen kleinen Booten schaukelte eine Galeere. Der Richter hielt die linke Hand wie einen Schild über seine Augen. Es war eines der Handelsschiffe, die aus dem fruchtbaren Hinterland Gemüse, Obst und andere Waren in die Stadt brachten.

Für den Bau seiner prächtigen Villa hatte Achaikus sich auf der Höhe des Pagosberges ein Grundstück erworben. Umsäumt von einigen Zedern, einer breitästigen Akazie und einigen Mandelbäumen strahlten die weißen Wände geheimnisvoll aus dem Grün heraus. Achaikus liebte den Wald um sein Haus. Eine breite Treppe führte hinunter in den ausgedehnten Garten. Im Schatten eines Feigenbaumes hatte Achaikus ein Poseidonheiligtum errichten lassen. Sechs schlanke Säulen trugen ein tief herabgezogenes Dach, auf dem sich die Äste des Feigenbaumes wie Riesenschlangen abmalten. Hätte man Achaikus allerdings gefragt, warum denn gerade einen Poseidontempel, wäre seine Antwort nur ein überlegenes Lächeln

gewesen. Er hielt nichts von den Göttern, weder von den griechischen noch von den römischen. Schmunzelnd hatte er vor gleichgesinnten Freunden eingestanden, dass es eine dankbare Geste an Poseidon war, der seine seefahrenden Ahnen immer wieder glücklich im Heimathafen hatte ankommen lassen. Nach und nach sei ihm dieser Platz zu einer Oase seiner ganz persönlichen Stille geworden.

Heute aber spürte er eine Unruhe in sich, als müsse noch etwas Unvorhergesehenes passieren. Seine Blicke schweiften über die Rebenhänge hinunter zum Marktplatz. Die schlanken Marmorsäulen, die links und rechts den Platz flankierten, warfen keine Schatten. Nur die Arkaden, hinter denen die Sonne stand, malten ihre Konturen in das weite Quadrat. Achaikus liebte sein Smyrna über alles, diese Stadt der Lebensfreude. Jetzt aber zogen sich seine Augenbrauen drohend zusammen.

Dieser flache weiße Bau dort unten, eingefasst von einer Gruppe schlanker Pinien, rief stets aufs Neue seinen Unwillen hervor. Als Anhänger des griechischen Philosophen Epikur hasste er alle Religionen. Seiner Meinung nach engten sie das Leben des Menschen wie in einem Kerker ein. So erschien ihm die Synagoge der zahlreichen Judenschaft in Smyrna wie ein dunkler Fleck, den man nicht wegwischen, aber tunlichst meiden konnte.

Wenn sie am Sabbat, wie sie ihren herausgehobenen Tag nannten, wie Ameisen vor und in ihrer Synagoge herumkrabbelten, schlug Achaikus stets einen respektvollen Bogen um das Judenviertel.

Schon seit längerer Zeit breitete sich ein Übel in Smyrna aus, dem man nicht mehr lange zusehen durfte. Ein Übel der Intoleranz, wie man es weder bei den griechischen noch bei den römischen Göttern kannte und jemals gekannt hatte. Es handelte sich dabei um eine geheimnisvoll fanatische Gruppe, die sich nach ihrem Anführer Christus – ihm zu Gefallen oder dazu gezwungen – selbst Christen nannten. Bereits die gesellschaftliche Rolle dieser Leute war höchst zweifelhaft. Anlässlich eines abendlichen Festes in seiner Villa hatte er kürzlich seine Freunde über diese Gruppe aufgeklärt. »Diese Christen haben ihre Anhänger meistens unter dem ärmlichsten Gesindel, das nach Knoblauch und Schweiß stinkt. Eine Sklavenreligion im übelsten Sinn des Wortes.«

Achaikus war besonders darüber empört, dass diese Leute sich nicht wie Sklaven verhielten. Im Gegenteil. Sie lebten aus ihrem Fanatismus heraus. Sie waren unbelehrbar und ließen sich für ihren Irrtum sogar ins Gefängnis werfen. Und es hatte sogar schon Märtyrer unter ihnen gegeben! Also Menschen, die für ihren Glauben an

Christus ihr Leben hingaben. Leider gehörten dazu nicht allein alte Menschen, sondern auch junge.

So geschah es auch in Smyrna. Es handelte sich da um zwei junge Männer, die dem Staat und letztlich dem Kaiser von Rom den Gehorsam verweigerten. Der Statthalter hoffte, dass Achaikus den starren Willen dieser Männer brechen würde.

Ein Bote trat ein und brachte dem Richter die Schriftrolle des Statthalters.

Achaikus löste die Schnur, mit der die Rolle einmal umwickelt war. Zuerst sah er die gewaltige Unterschrift des Statthalters. In großen Buchstaben hatte der Statthalter den Inhalt seines Schreibens unterzeichnet. »Er hat schlechte Augen, der Gute«, grinste Achaikus, dann überflog er den Inhalt des Schreibens.

»Bei den Göttern!«, zischte er, »was doch der Fanatismus ausrichtet.« Er las die Zeilen noch einmal. Kurz schilderte der Statthalter darin die gegenwärtige Situation. Drei von den jungen Christen weigerten sich, in den Kriegsdienst zu treten. Ihr Herr habe Gewalt verurteilt und darum wollten sie keine Waffe in die Hand nehmen. Trotz angedrohter Folterung hätten zwei von ihnen die Marke mit dem kaiserlichen Signum mit nach unten geballten Fäusten verweigert. Einer von ihnen, zitternd wie Espenlaub, hätte die »Tessera«, die des

Kaisers Bildnis trug, mit bleichem Gesicht zuletzt doch angenommen. Die zwei anderen habe man sofort in den Kerker geworfen.

Doch auch sie sollten noch eine letzte Chance bekommen. Und so schmeichelte der Statthalter am Schluss seines Briefes: »Wem anders als Achaikus könnte es gelingen, die jungen Heißsporne davon zu überzeugen, wie töricht es sei, wegen eines unsichtbaren Gottes den sichtbaren Kaiser zu verleugnen.«

Achaikus hatte sie, herrisch in Gestalt und Auftreten, in den Gerichtssaal rufen lassen. Kräftige muskulöse Gestalten, gestärkt von harter Arbeit, dafür aber keine großen Denker – so wenigstens hatte Achaikus sie zunächst eingestuft.

Dann aber musste er erfahren, wie seine ganze rhetorische Kunst und Weisheit an eine unüberwindliche Grenze stieß. Weder Folter noch Feuer noch Spott, Hohn und Lästerung verführten sie dazu, ihren Herrn zu verleugnen. Voller Zorn beendete Achaikus sein Verhör und brüllte mit kaum menschlicher Stimme: »Übergebt sie den Folterknechten, bis kein Funken Leben mehr in ihnen ist!«

Als Achaikus den Gerichtssaal verließ, spürte er beinahe zum Greifen, wie seine Autorität unter den gebildeten Männern von Smyrna gelitten hatte.

In den folgenden Wochen waren von Rom her die Bestimmungen hinsichtlich der Christen und ihrer Sympathisanten erheblich verschärft worden. Achaikus begann die, die er anfangs grundlos gehasst hatte, nun aus tiefstem Herzen und – wie er meinte – mit ganzem Recht zu hassen. Nach dem Prozess gegen die zwei jungen Männer war in der Stadt darüber geredet worden, wie er, der weise Richter von Smyrna, sich an zwei jungen Christen seine stabilsten Zähne ausgebissen habe. Eine Kränkung, die durch nichts auszulöschen war. So blieb nur die Möglichkeit eines abgrundtiefen Hasses.

Dafür ließ er sich etwas einfallen: Wer ihm Namen von Christen nannte, sie ihm sozusagen ans Messer lieferte, dem versprach er reichen Lohn. Dass dies bis ins Hafenviertel dringen würde und damit auch an die Ohren des arbeitsscheuen Erastus, damit hatte wohl kaum jemand gerechnet. Und doch war es so. Erastus war Tag und Nacht auf den Beinen, um die Schlupfwinkel der Christen auszumachen.

Als er die Römer »hinters Licht« geführt hatte, wie der römische Hauptmann ihm vorwarf, hatte er Prügel bezogen, dass er drei Tage lang weder sitzen noch auf dem Rücken liegen konnte. Nur seiner erbärmlichen Gestalt und seines Gewimmerns war es zu verdanken, dass er lebend aus der römischen Kaserne herausgekommen

war. Er versprach dem Hauptmann bei allen Göttern, die ihm gerade einfielen, dass es keinen falschen Alarm mehr geben würde. »Zunächst ist es besser, du kommst mir überhaupt nicht mehr unter die Augen!« Mit dieser Drohung hatte ihn der Hauptmann aus dem Kasernenhof gejagt.

Ähnlich wie bei Achaikus steigerte sich im Herzen des jungen Herumtreibers der Hass gegen die Christen. Also hielt er sich von dem römischen Hauptmann fern. Dagegen rieb er sich seine gierigen Hände, als er davon hörte, dass Achaikus demjenigen glänzende Münzen in die Hand zählen wollte, der ihm Christennester oder Einzelne von ihnen verraten würde. Und Geld konnte Erastus immer brauchen.

Achaikus war in seinen Gedanken so weit abgeschweift, dass ihn erst die Schritte zweier Männer in die Gegenwart zurückholten. Einer von ihnen, in ein zerschlissenes Gewand gehüllt, dienerte neben einem Centurio her und gestikulierte mit beiden Armen. Achaikus blickte ihnen entgegen und schob die Hände in den Gewandbausch seiner Toga.

Als die beiden näher kamen, nickte der Richter dem römischen Offizier wohlwollend zu, während dessen Begleiter wie Luft für ihn war. Die kleine krumme Gestalt – es war Erastus aus dem Hafenviertel – warf einen

hündischen Blick auf den Richter. Achaikus beachtete ihn nicht.

Er wandte sich an den Centurio. »Was führt dich zu mir, Hauptmann?«

»Unser Freund braucht einige Münzen«, grinste der Hauptmann.

Eifrig drängte sich Erastus an den Richter heran und flüsterte mit seiner Fistelstimme: »Ich habe drei Männer zu nennen, die zu den verhassten Christen gehören.«

Achaikus sah überrascht auf. Wie eine abgemagerte Ratte stand der andere vor ihm. Die nahe zusammenliegenden Augen blickten verschlagen, darüber die schwarzen Bogen dicker Augenbrauen.

»So, dann hat es sich wohl herumgesprochen ...«

»Ja, Herr!«, fiel Erastus dem Richter ins Wort. »Man hat es gehört ...«

Achaikus widerte die erbärmliche Gestalt des jungen Mannes an. »Wenn sie im Kerker sitzen, wirst du deinen Lohn empfangen!« Er wandte seinen Blick dem Centurio zu, damit andeutend, dass er nicht mehr mit dessen Begleiter sprechen wollte. Dieser verstand. Er streckte seinen rechten Arm aus und zeigte hinunter zum Hafen. »Dort unten, Richter, hat mein Begleiter drei Christen unter den Hafenarbeitern entdeckt. Zwei Männer mittleren Alters und einen jüngeren.«

Erastus erschauerte unter dem stolzen Blick des bekannten Richters. »Kann ich mich darauf verlassen?«

Erastus nickte verwirrt. »Ich schwöre es bei allen Göttern.«

»Dann ist es gut. Du wirst den versprochenen Lohn empfangen.«

Erastus wollte sich gewohnheitsmäßig verbeugen, doch Achaikus beachtete ihn schon nicht mehr. Wie geprügelt verließ er den Garten des Richters.

Seine Feinde nannten ihn gelegentlich einen feigen Hund. Im Augenblick kam er sich wirklich so vor. Obwohl er trotz seiner Armut ein freier Mann war, hatten ihn die Blicke des Richters zu einen erbärmlichen Sklaven erniedrigt. Dann aber lief ein spöttisches Grinsen über sein Gesicht. Er würde sich hüten, diesem menschlichen Eisblock noch einmal unter die Augen zu treten. Was jetzt allein zählte, war die versprochene Belohnung. Allerdings konnte er nur mit dem Geld rechnen, wenn die fanatischen Ketzer in ihrem »Aberglauben« fest blieben und nicht widerriefen. Und das hieß, ihrem Christus treu zu bleiben und dem Kaiser das gebotene Trankopfer zu verweigern.

DER FEUERTOD DES POLYKARPUS

Man sagte von den Christen, sie täuschten keinen ihrer Mitmenschen, sondern bei ihnen seien Worte und Leben aus einem Guss. Sie wüssten sich nur ihrem Herrn verpflichtet, der sei, so berichteten die Christen, vor über einhundertdreißig Jahren durch den Römer Pontius Pilatus gekreuzigt worden. Ihre Behauptung, Gott selbst habe Jesus von den Toten auferweckt, rief unter den Leuten Zorn und Spott hervor. Trotzdem mehrten sich unter den einfachen Leuten, Sklaven und Tagelöhnern die Anhänger dieses Christus.

Erastus lag zufrieden auf seiner elenden Pritsche. Er konnte diesen Christen nicht nur bescheinigen, dass sie keinen ihrer Mitmenschen täuschten, sondern auch keinen *enttäuschten*. Und das hieß für Erastus, dass sie sich von einigen Prätorianern wie Schafe willig hatten abführen lassen – eben jene drei Männer, die Erastus dem einflussreichen Richter auszuliefern versprochen hatte. Natürlich blieb er selbst feige im Hintergrund und ließ die Soldaten handeln.

Vier Tage später glaubte er nicht mehr daran, dass sich der stolze Richter seiner noch erinnern werde, vor allem

aber daran, was er zu geben versprochen hatte. Heute Morgen, kaum dass erstes Licht den Horizont überzog, hatte ein junger Soldat ihm einen Beutel durch den Türspalt gereicht und dabei geflüstert: »Der versprochene Lohn von Achaikus.«

Erastus pfiff leise vor sich hin. Dieser hohe Herr war nicht kleinlich. Trotzdem nahm Erastus sich vor, seine Spitzeldienste nur mit Vorbehalt in den Dienst dieses Richters zu stellen. Immerhin erlaubten ihm die Münzen des Richters, einige Wochen anständig zu leben. Dabei wurde er das Gefühl steigenden Unbehagens nicht los, dass man ihn unten im Hafenviertel als Spion gegen die Christen überführen könnte. Wahrscheinlich gab es noch manche Beute zu machen, nur musste es geheim bleiben, wer diese Ketzer ans Messer lieferte. Also Augen und Ohren weit geöffnet und sich keinem anvertrauen!

Erastus schwang sich von seinem Lager und holte mit spitzen Fingern ein paar Münzen aus dem Ledersäckchen. Sorgfältig versteckte er seinen Judaslohn und verließ den Bretterverschlag. Über dem glitzernden Meer zog die Sonne eine goldene Spur.

Erastus lief hinunter an den Strand. Zwei sogenannte Freunde, mit denen er gelegentlich bei Philippos einen Krug billigen Weins leerte, kamen aus einem

der Hafenschuppen heraus und winkten ihm zu. »Erastus! Erastus!«, riefen sie und liefen ihm unter lebhaften Gebärden entgegen.

Sie wussten, wie sehr die Christen ihm verhasst waren. Allerdings, so hatte er ihnen unter Schwur versichert, käme ihm nie in den Sinn, die Christen den Prätorianern auszuliefern. Die beiden Freunde hatten sich einen verstohlenen Blick zugeworfen. Wenn Erastus solche Töne anschlug, besonders wenn sie durch den billigen Wein verursacht über seine Lippen glitten, dann meinte er meistens das Gegenteil. Obwohl er sich auf die Götter berief, trauten sie ihm nicht. Eigentlich in keinen Dingen. Was faszinierte sie eigentlich an diesem Lumpenbündel so sehr? Er hatte eine Art, Vorschläge zu machen oder zuzuhören, dass man sich wie belohnt vorkam. So auch in der jetzigen Begegnung. Sie überboten sich beinahe, ihre Nachricht loszuwerden.

Erastus kniff seine Augen zusammen. »Welche interessanten Neuigkeiten habe ich denn verschlafen?« Seine Stimme klang gereizt.

Die beiden sahen sich an und grinsten überlegen. »Wo hast du denn gestern gesteckt?« Bevor Erastus antwortete, kam es beiden wie aus einem Mund: »Du hast eine Vorstellung verpasst, die wir dir eigentlich zu sehen gegönnt hätten.«

Erastus stieg die Hitze ins Gesicht. »Lasst euer rätselhaftes Geschwätz und packt endlich aus!«

»Gemach, gemach, mein Freund. Noch in der vergangenen Woche hast du die Christen mit einer Kiste faulender Fische verglichen, die unsere ganze Stadt verpesteten.«

»Was hat das mit eurem Geschrei zu tun?«

»Sollst du sofort erfahren. Gestern haben sie einen der einflussreichsten Fische gefangen und ihm öffentlich den Prozess gemacht.«

»Und ich Esel habe den ganzen Tag bei meinem Onkel im Weinberg geschuftet!« Dass es ihm dabei die hübsche Sklavin Eunice angetan hatte, war angesichts seines Versäumnisses kaum noch der Rede wert.

Sollte jenes Oberhaupt der Christen von Smyrna doch irgendwo aufgespürt worden sein? Er wagte es kaum auszusprechen. In Philippos' Schenke hatte ein Hafendarbeiter die Sache angeschnitten.

Ein weißhaariger Greis mache den Römern besonderen Kummer. Er halte sich versteckt oder sei schon nach Pergamon oder Ephesus geflohen. Auch den Namen hatte der Hafendarbeiter genannt. »Poly- ..., Poly- ...«, murmelte Erastus, konnte sich aber nicht mehr an den ganzen Namen erinnern.

Die beiden schauten sich betroffen an. Er schien

doch etwas zu wissen. »Also hast du es doch schon gewusst.«

»Was gewusst?«

»Dass es der Ketzler Polykarpus war, den die Prätorianer gestern hingerichtet haben!«

Erastus ließ sich in den feinen Sand fallen. Er griff in sein zerschlissenes Gewand und zog zwei Münzen hervor. »Ich will alles wissen, alles. Ich lege noch eine Münze für jeden hinzu.«

Die beiden wechselten einen schnellen Blick. Auszuschließen war, dass Erastus selbst ein verkappter Christ war. Warum aber war er nun so aufgeregt? Seine Füße scharrtten in dem Sand, als seien sie unversehens in einen Ameisenhaufen geraten. Beide jungen Männer bissen prüfend auf ihre Münze.

Erastus sah sie ungeduldig an. »Ich warte!«

Priscus, der ältere von den beiden, setzte sich ebenfalls in den trockenen Sand, dann begann er zu sprechen. »Wir stinken heute noch nach Rauch ... aber immer schön der Reihe nach«, fiel er sich selbst ins Wort. »Durch einen aufmerksamen Centurio wurde man gewiss, dass jener Alte nicht nach Pergamon oder Ephesus geflohen war, vielmehr sich irgendwo in den Weinbergen oder Pinienwäldern versteckt hielt. Zwei seiner Vertrauten wurden von den Prätorianern aufgegriffen und gefoltert, bis

sie das Versteck ihres Anführers preisgaben. Sie schoben einen Ochsenkarren durch die Stadt. Aus den schattigen Häusern traten die Menschen, und auch wir beide schlossen uns der zuerst fragenden, dann immer lauter schreienden Menge an. Man hatte erfahren, wer der Alte war.« Priscus machte eine Geste, indem er beide Hände nach oben hielt und in den blauen Himmel schielte. »So murmelte der Alte Gebete heiteren Angesichts, als würde er von irgendeinem unsichtbaren Gegenüber gehört. Man brachte ihn ins Richthaus und wir schlängelten uns zwischen der quetschenden Menge auch hinein. So etwas erlebt man ja nicht alle Tage.«

»Und da haben wir erlebt«, warf der Jüngere dazwischen, »wie fanatisch diese Leute sein können.«

»Weiter, weiter!«, forderte Erastus ungeduldig.

Priscus massierte seine Stirn. »Der Statthalter wollte wohl das Leben dieses Ketzers vor dem Schwert oder dem Feuertod retten. Ohne Zorn, eher mit einladender, schmeichelnder Stimme forderte er den Greis auf: ›Schone deines Alters und ändere deinen Sinn. Opfere dem Kaiser, und ich will dich loslassen.‹ Keine Bewegung im Gesicht des Alten. ›Lästere deinen Christus‹, forderte der Statthalter, ›und du sollst leben!‹ Wir vergingen beinahe vor Spannung, was und wie der Gefangene antworten würde. Man hätte einen kleinen Würfel

rollen hören können. Alle schauten wir zu dem Alten hin. Dachte er über das Angebot des Statthalters nach?

Und dann kam seine Antwort. Von keinem zu überhören: ›Sechsendachtzig Jahre diene ich ihm, und er hat mir nie etwas zuleide getan. Wie sollte ich meinen König lästern, der mich erlöst hat!‹«

»Eine bodenlose Unverschämtheit!«, platzte Erastus unbeherrscht heraus.

Die beiden schauten sich kurz an, dann sprach Priscus weiter: »Es kommt noch besser, Erastus. Dieser Alte scheute sich nicht, dem Statthalter vorzuschlagen, ihn in den christlichen Glauben einzuweihen.«

»Unmöglich!«

»Doch. Wir haben es deutlich genug gehört. Er sagte laut: ›Ich bin ein Christ. Willst du die Gründe meines Glaubens kennenlernen, so bestimme einen Tag, und ich will dich unterweisen.‹ Ich sah den Statthalter. Er schien unsicher zu werden. Währenddessen hatten sich draußen vor dem Richthaus eine Menge empörter Menschen angesammelt, die mit lautem Rufen und vorgestreckten Armen und geballten Fäusten den Tod dieses Gotteschänders und Kaiserverächters forderten. Der Statthalter gewann seine Sicherheit wieder. Mit kalten Fischaugen schaute er den Alten an. ›Verteidige dich vor der Menge des Volkes, das draußen schreit und deinen Tod begehrt!‹«

Das Gesicht des zuhörenden Erastus wechselte zwischen Röte und fahler Blässe. »Komm zum Schluss. Ich mag es kaum noch hören!«

»Schon gut, du wolltest es ja genau wissen!«, verteidigte sich Priscus und schwieg beleidigt.

»War doch nur mein Zorn. Natürlich will ich die Geschichte bis zum Ende hören.«

»Nun gut, ich erzähle weiter. Mit ruhiger und klarer Stimme beschuldigte sich dieser Polykarpus, dass er Anführer und Hirte dieser zusammengewürfelten Sklavenhorde sei. Die Menschen schleppten Holz herbei, um einen Scheiterhaufen zu errichten. Auch hier hatten wir sozusagen einen guten Platz. Man wollte ihn festbinden, doch heldenmütig wie ein kampferprobter Centurio sagte der Alte: ›Lasst mich ungebunden. Der mir die Kraft gibt, das Feuer zu erdulden, der wird mir auch verleihen, unbewegt auf dem Scheiterhaufen zu stehen.« Die Knechte gehorchten, wie man einem Befehl gehorcht, und banden ihm nur die Hände zusammen. Dann geschah noch etwas Seltsames. Während einige den Holzstoß anzündeten, kam ein Wind auf und trieb die Flammen von dem Alten weg. Einer der Knechte trat vor und stieß dem Rebellen sein Schwert tief ins Herz.«

Erastus sprang auf seine Füße. »Das war eine Saat, die wie Unkraut aufgehen wird.«

Die beiden schauten sich an. Sie verstanden nicht ganz.

»Wie meinst du das?«, fragte Priscus.

»Ich denke, dass alle Umstehenden erstaunt waren. Erstaunt über den Starrsinn des Alten.« Priscus erinnerte sich an seine Gefühle. »Nicht allein erstaunt, sondern tief getroffen. Das Schreien und Lachen der Leute war verstummt.«

»Dacht ich es mir doch. Ich habe den Eindruck ...« Er winkte sich selbst in die Rede.

»Was hast du für einen Eindruck?«, fragten die beiden.

»Man sieht, wohin es führt, wenn man Wahrheit und Fanatismus nicht mehr voneinander unterscheiden kann.«

Sie verstanden nicht, was Erastus meinte, und ihn wiederholt zu fragen, wie er das meine, wagten sie nicht. Irgendwie wurde er ihnen unheimlich.

Erastus klopfte den Sand von den Kleidern. »Die Münze hat sich gelohnt, Freunde.«

Priscus schlug sich mit der flachen Hand an die Stirn. »Bei den Göttern, über eines hab ich mich zuletzt noch stark gewundert. Zwischen den eingekeilten Leuten sah ich den alten Fischer Nearchos stehen. Du weißt ja, der Großvater von Rufus. Sein Gesicht war von Tränen überströmt.«

Erastus blickte über die glitzernden Wellen hinaus. Er hoffte nur, dass die beiden sein Erschrecken nicht gesehen hatten. Sein freudiges Erschrecken natürlich. Spontan reichte er beiden noch eine zusätzliche Münze. Sie schauten ihn verwundert an. Er wandte sich Priscus zu.

»Nehmt nur. Fast meine ich, selbst dabei gewesen zu sein.« Erastus schaute den beiden lange nach. »Nearchos ein Christ«, murmelte er. »Es würde mich kaum wundern.«

GEHASST UM JESU WILLEN

Timaios bereute seinen Schritt zu Jesus nicht. Nach jenen Nachtstunden, wo sie im Haus des Obsthändlers Quartus dem Herrn Jesus für die wunderbare Rettung gedankt hatten, war er mit einer Frage im Herzen noch zurückgeblieben. Rufus hatte seinen Großvater am Ärmel gefasst und ihm zugeflüstert: »Mein Freund Timaios möchte auch seinen Weg mit Jesus gehen.«

Die Versammelten hatten den Raum verlassen, während Nearchos mit Timaios über den Glauben sprach. Der Obsthändler Quartus brachte eine Öllampe, dann ließ er die beiden allein. Zunächst saßen sie sich still gegenüber. Nearchos überlegte, wie er sein Gespräch beginnen sollte.

»Mein Junge«, begann er nach langem Schweigen, »warum willst du auch Christ werden? Ich möchte dir zwei Dinge zu bedenken geben. Jesus Christus, den wir lieben, den wir anbeten und an den wir glauben, vermag aus großen Gefahren zu retten, aber da ist noch eine Seite ... Überleg mal!«

Timaios sah den Alten offen an. Dann gab er eine weise Antwort, selbst erstaunt darüber, wie spontan sie ihm einfiel. »Das glaube ich, dass Jesus aus allen Gefahren

retten kann, aber an ihn zu glauben, ist ja doch eine große Gefahr.«

Dabei dachte er an seinen aufbrausenden Vater Philippos. Gelegentlich hatte dieser den Spott über die Christen aufgegriffen, wenn die betrunken werdenden Männer über diese fanatischen Sonderlinge ihre Witze rissen.

Nearchos schien die Gedanken des Jungen zu erraten. »Was wird dein Vater Philippos sagen, wenn er erfährt, dass du Christ geworden bist?«

Nearchos hatte dem Jungen Zeit gelassen, sich die Konsequenzen zu überlegen. Und Timaios dachte lange und gründlich nach. Schließlich aber bat er den Großvater seines Freundes, ihm den Weg des Glaubens zu erklären.

Der alte Mann sah sein Gegenüber ernst an. »Christus selbst ist dieser neue Weg. So hat er es seinen Jüngern gesagt: ›Ich bin der Weg, die Wahrheit und das Leben.‹ Der lebendige Gott selbst hat Jesus von den Toten aufweckt. Auch wenn man es keinem beweisen kann, ist er doch mitten unter uns, auch wenn wir ihn nicht sehen können.«

Timaios schaute an dem Alten vorbei. »Das hat Rufus mir auch schon gesagt. Jesus sei von den Toten aufstanden. Nur ...« Er zögerte, den Satz zu beenden.

Nearchos nickte ihm aufmunternd zu.

»Nur habe ich nicht begriffen, dass Jesus für uns gestorben sein soll.«

Nearchos versuchte, dem lauschenden Jungen das Geheimnis des Glaubens zu bezeugen. Dabei unterschlug er keineswegs, was den stolzen Römern und Griechen das Blut in die Gesichter trieb. Dass sie es nicht wahrhaben wollten, vor dem heiligen Gott verloren zu sein. »Und genau hier, mein Junge, liegt das Geheimnis und Wunder des Glaubens an Christus. Er allein hat alle Schuld für uns getragen. Wer an Jesus glaubt, der hat Frieden mit Gott und ist für Zeit und Ewigkeit gerettet.« Nearchos schaute seinen jungen Gesprächspartner fragend an. »Hast du das alles verstanden?«

»Nein, verstanden habe ich das alles noch nicht, aber dass mir Jesus alle Schuld vergibt, das habe ich begriffen.«

Über dem verwitterten Gesicht des alten Fischers schien eine ferne Sonne aufzugehen. »Das brauchst du jetzt nur noch Jesus selbst zu sagen.«

Ohne Umschweife waren sie in dem dämmrigen Raum niedergekniet. Nach dem kurzen Gebet des Fischers schüttete Timaios sein Herz vor dem Herrn aus. »Dir, Herr Jesus, will ich auch gehören. Ich will an dich glauben, so wie Rufus, sein Großvater und alle, die ich heute Nacht gesehen habe. Amen.«

Am nächsten Morgen kehrte Timaios in die Schenke seines Vaters zurück. Er habe bei seinem Freund Rufus übernachtet, sagte er. Übernachtet hatte er. Das stimmte haargenau, aber dass er vor Freude über seinen Glauben an Jesus nicht einschlafen konnte, davon hatte er seinem Vater nichts gesagt, auch in den nächsten Tagen noch nicht.

Sowohl sein Vater Philippos als auch seine Mutter Myrto wunderten sich über ihren Sohn Timaios. Freundlich, ohne wie sonst zu murren, holte er die Weinkrüge aus dem Keller, half er, die Gäste zu bedienen, schleppte Gemüse herbei, tat, was die Eltern verlangten, und war dabei so fröhlich wie die singenden Vögel im erwachenden Morgen.

»Was ist nur mit dem Jungen los?«, fragte Philippos.
»Er ist wie umgewandelt.«

»So richtig trotzig war er ja noch nie«, gab Philippos' Frau zu bedenken, »aber irgendwie ist er anders, da hast du recht.«

Timaios betete jeden Tag zu seinem Herrn und schütete im wahrsten Sinn des Wortes sein Herz vor ihm aus. Irgendwie wollte er aus seiner Spannung heraus, nämlich aus der Spannung, dass er bis jetzt vor seinen Eltern den Glauben an Christus verschwiegen hatte. Er sah ihre Blicke, wie sie ihn beobachteten, aber sie fragten ihn

nicht. Dann kam jener Tag, der die ganze Stadt in Aufruhr versetzt hatte: die Hinrichtung des christlichen Anführers Polykarpus.

Mit Tränen in den Augen hatte Nearchos den beiden von dem tapferen Christuszeugen berichtet. »Schade, dass wir nicht mit dabei waren«, seufzte Rufus.

Der Großvater winkte mit schwacher Geste ab. »Seid Gott dankbar, es nicht gesehen zu haben. Das sind Bilder, die man ein Leben lang nicht vergisst. Und ihr habt das Leben ja noch vor euch!«, fügte er hinzu. Die nächsten Gedanken behielt er lieber für sich. *Das heißt, wenn Christus nicht selbst das Feuer der empörten Herzen löscht.* Solcher Hass, wie er ihn in den Augen vieler Leute gesehen hatte, ließ es gewiss nicht allein bei Greisen bewenden. Diese Flammen machten keinen Unterschied zwischen alten Menschen und Kindern.

Timaios lief, geängstigt von dem Bericht des Fischers, durch das Hafenviertel. Drohend schien ihm eine Ahnung voranzulaufen. Wahrscheinlich würde die Hinrichtung dieses alten Christen auch in der Schenke die Gemüter erregen, keineswegs aber in Empörung, sondern vom Beifall getragen.

Und Timaios sollte recht behalten. Je mehr Philippos den durstigen Männern die Becher füllte, umso lauter ging es an den Tischen her. Einer von ihnen knallte mit

seiner harten Faust so sehr auf den Tisch, dass die Becher und Krüge bedenklich wackelten. »Ich habe keinen gesehen, keinen in dem weiten Rund«, dabei beschrieb er mit weit ausladenden Armen, wie sich jeder dieses Rund vorstellen sollte, »der nach den Worten des Alten nicht tief aufgewühlt war. Es klang so überzeugt, was der von seinem unsichtbaren Gott sagte. Immerhin machte dann der herbeispringende Soldat der ganzen Sache ein Ende.«

Einige Männer, die auch bei der Hinrichtung dabei gewesen waren, nickten eifrig. »Ich dachte schon, gleich öffnet sich der Himmel und dieser Christus kommt dem Alten zu Hilfe.« Der Mann sah die Augen der anderen auf sich gerichtet und nahm lachend vorweg, was er mit seiner Ergänzung auch von den anderen erwartete. »Aber nichts öffnete sich. Der Himmel blieb verschlossen wie der gute Wein, den unser Philippos vor uns armen Tagelöhnern verschließt.« Alle grölten laut und zustimmend. Nur der Gemaßregelte wusste nicht, wie er reagieren sollte.

Schließlich lachte er mit und winkte seinen Sohn herbei. Gelegentlich spendierte er seinen Gästen eine Runde. Nur musste man geschickt den rechten Zeitpunkt wählen. Und der schien im Augenblick gekommen zu sein. In seinen Augen blitzten Überlegenheit und Spott auf. »Dass sich für den Alten der Himmel nicht öffnete, braucht wohl

keinen zu überraschen; dass ich aber zwei Krüge meines guten Weins öffne, sollt ihr mit der eigenen Zunge prüfen können.«

Die Gäste jubelten dem edlen Spender begeistert zu.

Nur Timaios stand wie erstarrt und schaute auf seinen Vater.

»Was stehst du noch da? Los, bring zwei Krüge vom besten Wein!« Beifall heischend sah er sich in der Runde um. »Oder lohnt es sich nicht, einige Krüge zu leeren, wenn man den Obersten dieser Volksverführer in Rauch und Feuer aufgelöst hat?«

Timaios torkelte hinunter in den Keller. »Mein Herr Jesus, mein Herr Jesus!«, stöhnte er voller Qual heraus. »Volksverführer« nannte sein eigener Vater die Christen. Ein Wort – wie ein Brand unter die Leute geschleudert. Timaios brachte die Krüge herauf. Wie durch einen Schleier sah er, wie sich die sehnigen Arme über die Tischplatten streckten und dem gut gelaunten Schankwirt ihre Becher hinhielten. »Ein Hoch dem Spender! Ein Hoch dem Spender!«

Timaios hoffte, die erhitzten Gemüter der Männer würden sich an einem anderen Thema entzünden, aber darin irrte er. Erneut knüpfte einer bei dem Wort seines Vaters an. »Ja, ich sag's schon, unser Philippos hat diese Leute genau durchschaut. Volksverführer sind es. Und nichts

anderes.« Er lachte hämisch. »In den Hades mit den Alten, aber es sind viele junge Menschen unter den Christen.« Er setzte eine Spannungspause ein und fuhr dann fort: »Sogar Kinder werden nicht verschont, wie es unser angesehener Richter Achaikus öffentlich bekundet hat.«

Timaios verkroch sich in das Dunkel der Schenke, damit niemand seine Erschütterung bemerken sollte. Einer der Männer zog den Schankwirt am Ärmel an sich heran. »Was würdest du sagen, Philippos, wenn sich dein braves Söhnchen auf die Seite der Christen schlagen und sich zu ihrem Christus bekennen würde?«

»Kannst du einen aber erschrecken!«, polterte der Wirt heraus. »Die Götter werden das zu verhüten wissen! Aber wenn die es nicht schaffen, würde es ein Gürtel aus gegerbtem Ziegenleder auch tun!«

Die Männer wieherten vor Vergnügen.

In dieser Nacht schloss Timaios kein Auge. Obwohl er todmüde in seinen Verschlag gekrochen war, schreckte ihn das Gehörte stets neu auf, vor allem die beifällig begrüßte Bemerkung seines Vaters, ein Gürtel aus gegerbtem Ziegenleder würde die Wirkung bestimmt nicht verfehlen. Timaios erinnerte sich. Sein Vater musste schon vor Zorn kochen, bevor er nach dem genannten Gürtel griff. Einige Male hatte er seinen Jungen damit gezüchtigt. Timaios fühlte noch heute, wie es auf

seinem Rücken gebrannt hatte. Und wenn seine Mutter Myrto nicht dazwischengesprungen wäre ... Nicht auszudenken! Und der Grund? Timaios hatte leichtsinnig und unachtsam eine kostbare Tonschale zerbrochen. Sie war ein altes Erbstück, an dem sein Vater mit ganzem Herzen hing. Dabei ging es um keinen unbezahlbaren Wert. Stärker noch pochte Philippos auf die innere Kraft dieser Tonschale. Auf dem Sterbelager hatte einer seiner Ahnen die Schale mit zitternden Händen umfasst und dabei geflüstert: »Sie wird jedem Glück bringen, der sie in seinem Haus stehen hat.« Timaios erfuhr dies durch seine Mutter, als sie seinen schmerzenden Rücken mit Öl betupfte. Darum habe sein Vater so zugeschlagen, weil sie befürchten müssten, nun stehe ein unglücklicher Stern über ihrem Haus. Nach diesem Missgeschick packten seine Eltern alle Dinge zögernd an, stets den Orakelspruch des Sterbenden vor Augen: »Sie wird jedem Glück bringen, der sie in seinem Haus stehen hat.« Hatten sie mit den Scherben auch das Glück aus dem Haus gefegt? Offensichtlich nicht. Die Schenke ging gut und sie waren gesund, so folgerte Philippos schließlich logisch und beruhigte sich durch seine eigenen Gedanken. Während er sich an seine Frau geschmiegt hatte, hörte sie, von zufriedenen Lachen begleitet, seine Stimme: »Er hat nichts davon gesagt, dass sie Unglück bringt, wenn sie

nicht mehr im Haus steht. Also wird es nicht mehr so mit dem Glück klappen, aber wir haben auch keinen Fluch zu befürchten.«

Timaios lag wach und grübelte. Die Götter hatten seinen Weg zu Christus nicht verhindern können, aber würde der breite Gürtel aus Ziegenleder ihn nicht von dem neuen Weg herunterzerren? »Herr, ich möchte dir treu bleiben«, gingen Timaios Gedanken in ein Gebet über. »Nun weiß ich auch, Herr, warum ich es nicht gewagt habe, mich vor Vater und Mutter als Christ zu bekennen. Was aber soll ich nur machen? Ich habe große Angst in meinem Herzen.« Timaios spürte, während er flüsternd betete, dass die Angst nicht völlig wich, dass sie aber wie mit einer Schutzhaut überzogen wurde. Die Gegenwart seines lebendigen Herrn war ihm gewiss, doch in Gedanken sah er auch den breiten Gürtel hinter dem Becherregal hängen. Und sein Vater würde ihn gebrauchen. Voller Zorn einfach zuschlagen, bis ... Weiter wagte Timaios nicht, sich die Sache auszumalen. Wie ein Licht einen dunklen Weg erhellt, kam ihm der Gedanke an seine Brüder und Schwestern. Ihnen würde er sich anvertrauen. Besonders seinem Freund Rufus und dessen Großvater Nearchos. Sie würden miteinander und füreinander beten. Auf welche Weise sie der Herr erhören würde, das war seine Sache.

Timaios spürte, wie die Müdigkeit seine Unruhe und Angst besiegte. Bevor er unruhig einschlief, hörte er die Stimme des Obsthändlers Quartus. Dieser hatte eine gemeinsame Gebetsversammlung mit dem Satz geschlossen: »Seid getrost, liebe Brüder und Schwestern, unser Herr kann der Menschen Herzen lenken wie Wasserbäche.«

EIN LAUSCHER AN DER WAND

In den nächsten Tagen lagen über der kleinen Christengemeinde Smyrnas schwarze Schatten der Angst und der Ratlosigkeit. Das beeindruckende Zeugnis des tapferen Bischofs Polykarpus hatte eine zweifache Wirkung. Manchen Leuten von Smyrna war die Ausrede, wie stark doch der Fanatismus einen Menschen machen könne, dass er weder Feuer noch Schwert fürchte, einfach zu billig. Wenn sie an ihre eigenen Götter dachten, die irgendwo im Olymp ihren Leidenschaften nachgingen, dann gehörte es zur Stärke dieses Christengottes, seinen Gläubigen nahe zu sein. Kurz: Gegen die unverbindlichen griechischen und römischen Götter stand dieser Jesus in einer letzten Nähe und Verbindlichkeit. So dachten die einen, aber es waren nicht viele. Dagegen stieg der Hass auf gegen die neue Lehre, besonders geschürt von dem bekannten Richter Achaikus, dem jedes Mittel recht war, diese unheimlich schwelende Glut zu ersticken. Achaikus fürchtete die zersetzenden Gedanken dieses neuen Glaubens, welcher derart raffiniert auf die Sklaven zugeschnitten war, ihnen durch den verkündigten Jesus einen ganz neuen Wert zu geben. Dabei waren sie nichts. Ihre Namen waren schon zu Lebzeiten dazu bestimmt,

vergessen zu werden. Was für eine raffinierte Lehre, es sei einer, der jeden Einzelnen kenne und für jeden Einzelnen sein Blut gegeben habe. Ja, Achaikus hatte sich gründlich informiert. Diese Lehre vermittelte Geborgenheit durch einen Gott, im Gegensatz zur Willkür der Menschen, für die ein Sklave nichts, einfach nichts bedeutete.

Rätselhaft blieb für den klugen Richter, wie es einer Lehre gelingen konnte, dass ihre Anhänger sich einer Person verschrieben, als sei sie lebendig gegenwärtig. In den mancherlei Prozessen und Urteilen, die dann unweigerlich folgten, beriefen sich die Christen stets auf die Person dieses Jesus' von Nazareth. Er allein sei ihr Herr und nicht der Kaiser von Rom.

Betroffen hatte Achaikus schwache Frauen und noch schwächere Kinder gesehen, die, vor das Bild des Kaisers gezerrt, sich weigerten, ein Weihrauchkorn auf die glühenden Kohlen zu legen oder eines der gebotenen Opfer zur Ehre des Kaisers darzubringen. Mit zunehmender Sorge stellte Achaikus fest, wie sich gebildete reiche Bürger, der sogenannten oberen Schicht angehörend, für die neuen Gedanken aufschlossen. Offensichtlich geschah vieles im Verborgenen, weil manche die gesellschaftliche Verachtung mindestens so fürchteten wie die angedrohten Strafen, sofern man dem Kaiser die gebotene Ehre schuldig blieb. Nach wie vor breitete sich diese

Lehre unter den Armen aus, also in den Randbezirken der Stadt. Da, wo die Menschen mit den Ziegen, Hunden und anderen Tieren unter einem Dach lebten.

Erastus war in diesen Wochen dauernd unterwegs. Aus Respekt vor dem alten Fischer Nearchos versuchte er, seinen Verdacht, der Fischer gehöre auch zu den Christen, beinahe gewaltsam zu verdrängen. Sollte es allerdings der Zufall ergeben, dass er im Haus des Fischers und im Kreis seiner Freunde fündig würde, dann würde er es den Göttern zu danken wissen.

Wieder einmal schlich er bei Einbruch der Dunkelheit im Hafengelände herum. Die Hütten und Lager­schuppen hoben sich gegen den noch schwach leuchtenden Abendhimmel ab. Erastus rühmte sich, Ohren wie die eines Wachhundes zu haben. Bevor er etwas sah, hörte er es meistens. Auch in diesem Augenblick. Er hörte leichte Schritte, die in kurzen Abständen immer wieder verstummten. Es waren, so taxierte Erastus, die Schritte eines jungen Menschen, wenn nicht gar die eines Kindes. Schnell huschte er hinter eine Wand, von der aus er die dunkle Gasse in der ganzen Länge überblicken konnte.

»Wer sagt's denn«, grinste er. Er konnte trotz der einbrechenden Dunkelheit erkennen, wer diese Gestalt war und in welcher Hütte sie verschwand. »Sollte mich nicht wundern, wenn die Götter mir einen besonderen

Fang bescheren wollen.« Erastus blieb noch eine geraume Zeit hinter der Wand stehen. Er reckte seinen Hals neugierig vor. Für ein paar Sekunden erschienen zwei Jungengestalten vor der Tür. Wer anders konnte es sein als die beiden Freunde Rufus und Timaios!

Behutsam schlich Erastus die Gasse hinunter. Häuser und Horizont waren inzwischen zu einer dunklen Masse zusammengesmolzen. Desto klarer zeichneten sich zwei weiße Lichtstriche auf den schwarzen Boden der Gasse ab. Sie drangen aus dem Raum, den der alte Fischer Nearchos bewohnte. Erastus verstand sofort und handelte. Falls sie sich zwecks ihrer Ketzerei trafen, durfte kein Lauscher in der Nähe sein. Nahe der Wand, hinter der das Licht einer Lampe durch die Ritzen fiel, duckte er sich hinter ein muffig riechendes Fass. Gerade im rechten Augenblick. Ihm schräg gegenüber trat Nearchos auf die Schwelle seiner Hütte und schaute die Gasse hinauf und hinunter. Erastus rieb sich in einer Art Vorfreude die Hände. Offensichtlich waren die Tränen des alten Fischers doch wegen des unbeugsamen Polykarpus geweint worden.

Erastus blieb hinter dem Holzfass hocken. Seinen guten Ohren traute er zu, die Stimmen im Inneren des Hauses gut verstehen zu können. Seine Rechnung ging auf. Zuerst hörte er die helle Stimme eines

Jungen. Wahrscheinlich der Sohn des Schankwirtes Philippos. Schnell huschte Erastus hinter seinem Versteck hervor und drückte seine Gestalt eng an die Wand der Hütte. Durch einen Spalt konnte er sie alle drei sehen: Die Rücken der beiden Freunde Rufus und Timaios und ihnen gegenüber, auf einem Hocker sitzend, die Gestalt des alten Fischers. Erastus spitzte die Ohren. Fast hätte er sich durch einen Überraschungsruf selbst verraten.

Offensichtlich antwortete der Fischer auf eine Frage des Jungen. »Du hast diesen schwächtigen Herumtreiber nicht zufällig in seinem Gespräch mit dem römischen Centurio belauscht. Es war kein Zufall, sondern unser Herr hat dich genau an diese Stelle geschickt. Genau im rechten Augenblick.« Die drei ahnten nicht, dass nur durch eine dünne Wand getrennt ein junger Mann mit triumphierendem Gesicht und geballten Fäusten des Rätsels Lösung endlich erfuhr.

Als ihn die Römer in der Kaserne fast totgeschlagen hätten, war er zitternd und die Schläge mit beiden Händen abwehrend die Frage des Centurio schuldig geblieben. Die Frage nämlich, warum die Vögel ausgeflogen waren. »Hast wohl zu viel getrunken und irgendwo Papagei gespielt?«

Erastus konnte nur wimmern und beteuern: »Ich weiß es nicht, ich weiß es nicht!« Nun wusste er es. Für

Sekunden schien die sich bietende Rache seinen Verstand zu verwirren. Was hinderte ihn, sofort die Prätorianer zu verständigen und sich auch von dem stolzen Centurio seine damalige Unschuld bescheinigen zu lassen? Weder der Alte noch die beiden Jungen würden sich durch Lügen entziehen können. Außerdem schien es ein ehernes Gesetz ihres Christus zu sein, dass keiner seiner Anhänger sich mit Lügen aus irgendwelchen Schlingen herausziehen dürfe.

Unentschlossen hockte Erastus vor der Wand und schaute durch den Spalt. Da drang Timaios helle Stimme heraus. Der Lauscher presste sein Ohr an den Spalt. Was da aus dem Mund des Jungen kam, war pures Gold, Aussicht auf kostenlose Trinkgelage, sofern Philippos den eingefleischten Geiz nicht vor menschliche Klugheit stellte. Wie er sich entscheiden würde beziehungsweise musste, das würde Erastus ihm sanft oder brutal schon beibringen.

Währenddessen klagte Timaios seinem gegenüberstehenden Gesprächspartner, was wir aus dem Gespräch in der Schenke bereits wissen. Philippos hatte gewissermaßen vor vielen Zeugen gedroht, er würde seinem Sohn mit dem breiten Gürtel aus Ziegenleder den neuen Glauben aus dem Leib herausschlagen. Erastus stellte sich einleuchtende Gründe vor, warum Philippos' Sohn

verführt wurde, sich dieser dunklen Gesellschaft der Christen anzuschließen. Sehr wahrscheinlich hatten ihre sogenannten Ältesten den Jungen religiös betäubt und ihm versichert, ihr Herr habe den Verrat dieses schwächlichen Herumtreibers zur rechten Zeit aufgedeckt. Von wegen! Gelauscht hatte der neugierige Kerl. Und dann war er losgeprescht. Nicht wegen der versteckten Christen, sondern weil sein Freund Rufus zu ihnen gehörte. Und auch er selbst.

Erastus rieb sich vergnügt die Hände. Der schnellste Weg wäre der, in die Kaserne der Römer zu laufen, aber wäre es auch der lohnenswerteste? Bestimmt nicht. Aus dem Gehörten ließ sich allerlei machen. Er konnte jetzt Dauergast in der Schenke sein, dabei aber seine paar Münzen schonen. Philippos würde vor Zorn explodieren. Und das gleich zweimal. Erstens galt es, die Schmach zu verkraften, dass sein Sohn Timaios Christ geworden war. Dann die nützliche Bemerkung, man könne allerhand Münzen verdienen, sofern man den Prätorianern gewisse Schlupflöcher und Personen nannte.

Erastus stellte sich die rollenden Augen des Schankwirtes vor. »Elender Erpresser, widerlicher Hund!« Erastus nahm in Gedanken vorweg, was ihm der Schankwirt an den Kopf werfen würde. Solange es keiner von den steinernen Krügen war, konnte man es gut wegstecken.

Viel schlimmer war wohl, was Timaios' Eltern zu hören bekamen.

Erastus drückte sich wieder an die Wand. Eigentlich hatte er genug gehört. Doch dann beteten sie zu ihrem Christus, als wäre er mitten unter ihnen. Auch Timaios nannte diesen Namen Jesus. Über des Lauschers spitzen Raubtiergesicht lief ein hämisches Grinsen. Er setzte auf das Vertrauen, das diese Leute ihrem Christus entgegenbrachten. Also blieb dieses Eisen warm. Auch Nearchos würde seinem unsichtbaren Herrn die Treue halten. Auf diese Treue baute Erastus seinen schurkischen Plan. Die Christen würden ihren Herrn nicht verleugnen. So kam alles darauf an, sein Netz so geschickt auszuwerfen, dass manche von ihnen darin gefangen wurden. Und diesen Fang würde er sich gut bezahlen lassen. Erastus stieß sich von der Wand ab und lief die dunkle Gasse entlang dem Meeresstrand entgegen. Die rauschenden Wellen hatten schon manchmal seine Gedanken hilfreich beeinflusst.

DAS DARF NICHT WAHR SEIN

Erastus wählte für seinen Gang zu Philippos den frühen Abend, bevor die ersten Durstigen die Zeit des eifrigen Schankwirts beanspruchten. Philippos stand hinter der Theke und sah kaum auf, als der unliebsame Gast auftauchte. Erastus wählte meistens den billigsten Wein, weil sein Geldbeutel stets die Schwindsucht hatte. So bezeichnete er gelegentlich in bissiger Selbstironie seine Lage.

Nun räusperte er sich und schaute zur Theke hinüber. Timaios war ihm unterwegs begegnet, vielleicht um seine Christenfreunde zu treffen.

»Schon so früh vom Durst angeschwemmt?«, fragte Philippos, während seine Augen spöttisch funkelten.

Dir wird deine Überlegenheit gleich vergehen, dachte Erastus und schlenderte zwischen den Tischen mit den sauber gewischten Platten auf den Wirt zu. Herausfordernd bog er ihm seine schwächliche Gestalt entgegen.

»Kannst mich wohl nicht leiden, Philippos, und siehst mich lieber von hinten.« Bevor der Wirt antworten konnte, schoss Erastus einen giftigen Pfeil ab.

»Eigentlich bin ich da keine Ausnahme. Die Menschen

sind dir doch alle egal. Was allein zählt, das muss sich zählen lassen.« Erastus machte unmissverständliche Fingerbewegungen des Geldzählens.

»Was fällt dir giftigen Kröte ein?!« Der bullige Schankwirt reckte sich in seiner ganzen Größe und sah auf die halbe Portion des anderen herab.

Erastus blieb unbeeindruckt stehen. Er kicherte vor sich hin. »Ein Christ müsste man sein. Klapperdürr, gerade richtig zum Verbrennen.«

»Nenn in meiner Schenke nicht diese Volksverführer!«, polterte Philippos los.

Es hatte ihm gefallen, dass er wegen dieser spontanen Wortschöpfung von seinen Gästen bewundert wurde.

Jetzt kniff Erastus seine Augen zu Schlitzern zusammen und ging vorsichtigerweise ein paar Schritte zurück. »Es ist eben äußerst peinlich, wenn man in seiner eigenen Familie solch einen Volksverführer hat.« Erastus ließ sich das Wort *Volksverführer* langsam auf der Zunge zergehen.

»Du elende Hafenratte! Du bist ein stinkendes Drecksstück!«, brüllte Philippos. Bevor Erastus es noch begreifen konnte, verkrallte sich die Hand des Schankwirts in seinem leinenen Obergewand.

»Lass mich los!«, rief Erastus. »Oder in wenigen Minuten sind die Prätorianer hier!«

Der Schankwirt ließ los. Er erschrak weniger vor

auftauchenden Prätorianern als vielmehr durch den Schrei hinter seinem Rücken.

»Was tust du denn da, Philippos?«, kreischte seine Frau Myrto.

»Wer kann ruhig sein, wenn dieser windige Geselle einen der Ketzerei beschuldigt?« Timaios' Mutter schaute von einem zum andern. »Christen sollen wir sein! Zu dieser Brut sollen wir gehören ...«

Scharf wie eine Peitsche fuhr Erastus' Stimme dazwischen: »Nicht du, Philippos, auch Myrto nicht, aber dein Sohn Timaios!«

Die Frau hielt sich an dem langen Brett der Theke fest. »Du lügst! Du elender Erpresser und Giftmischer!«, schrie sie, kaum noch ihrer Stimme mächtig.

»Ich wollte es selbst nicht glauben! Dann habe ich ihn im Haus des alten Fischers Nearchos verschwinden sehen.« Scheu sah er sich nach allen Seiten um, bevor er weiterredete. »Hört mich erst an und urteilt selbst, ob man sich so etwas aus den Fingern saugen kann!«

»Wir hören«, sagte Philippos mühsam beherrscht. Wie ein Blitz fuhr es durch seine Gedanken: *Wer würde nach diesem streunenden Hund fragen, wenn er plötzlich verschwunden war? Vielleicht war es das Gespür des Geizigen, sofort auf seine Weise zu folgern ...* Wie er diesen unberechenbaren Burschen kannte, war er nicht

aufgetaucht, um ihn und seine Frau nur zu informieren. Da sollte doch etwas herauspringen.

Ob Erastus einen sechsten Sinn hatte, das wussten allein die Götter. Er schien die verborgenen Gedanken des anderen wie einen Brief lesen zu können. »Möchtest wohl gern wissen, ob ich der Einzige bin ...«

Philippos erschrak, aber es gelang ihm, den Ratlosen zu spielen. »Was möchte ich wohl gern wissen?«

Erastus hörte die Angst aus der Stimme des Schankwirtes heraus. Vorsichtig taxierte er die Möglichkeit einer schnellen Flucht. Dieser grobe Ochse würde kaum zögern, ihn in den Hades zu schicken, nur um seinen Sohn zu retten.

Erastus grinste überlegen, obwohl ein kaltes Grauen über seinen Rücken kroch. »Möchtest wohl gern wissen, ob ich der Einzige bin, der es weiß«, wiederholte er den Satz. »Ehrlich gesagt, nein. Die Sorge, es könnte mir etwas zustoßen, hat mich handeln lassen«, log Erastus, obgleich er wirklich noch der Einzige war. »Zwei meiner Freunde wissen auch noch davon.«

Ohne noch einmal aufgefordert zu werden, berichtete Erastus von seiner rein zufälligen Beobachtung. »Ich ging an der Hütte des Fischers Nearchos vorbei. Neugierig blieb ich stehen. Ich hörte eine Jungenstimme und dachte, die kennst du doch. Und dann hörte ich, wie er

diesen Jesus ansprach. Ganz deutlich, wie wir uns jetzt hören.«

Erastus bemerkte, wie Timaios' Eltern vor verhaltener Spannung zitterten. »Und was sagte er zu diesem ...?«

»Zu diesem Jesus«, half ihm Erastus auf die Sprünge. »Diese Sätze sind wie eingebrannt, Philippos, weil ich es doch selbst nicht begreifen konnte. ›Lieber Herr Jesus, betete er. ›Mein Vater schlägt mich mit dem Gürtel aus Ziegenleder tot. Er will lieber keinen Sohn als einen, der an Christus glaubt und sich zu den Christen zählt.« Dann fing er an zu schluchzen. Ich hörte die ruhige Stimme des Fischers Nearchos. Mehr hab ich nicht gehört, aber auf diese Sätze kann ich bei allen Göttern schwören.«

Erastus fühlte die angstvollen Augen der Frau auf sich gerichtet. »Wenn das stimmt und wenn unser Sohn sich zu diesem Herrn bekennt, was haben wir dann zu erwarten?«

Erastus winkte mit beiden Händen ab. »Ihr als Eltern wahrscheinlich überhaupt nichts.« Seine Stimme erstarb zum Flüstern. Er inszenierte eine Spannung, heuchelte eine Sorge vor, die ihn seinem Ziel nur näher bringen sollte. »Es gehört zur besonderen Zauberkraft dieser Bewegung, dass selbst Kinder nicht bereit waren, den Glauben zu widerrufen. Man spricht davon, dass sie selbst Feuer und Schwert nicht fürchten.«

Erastus rückte nahe an die eingeschüchterten Eltern heran. »Ich würde Timaios mit allen Mitteln dazu überreden, diesem falschen Glauben abzuschwören. Dabei denke ich nicht zuerst an die Eifersucht unserer Götter, sondern an den Kaiser in Rom, der hierin keinen Spaß versteht.«

Philippos spitzte die Ohren. Er bemerkte an seiner Frau Myrto, wie sie von dem scheinbaren Mitleid des Wichts beeindruckt war. Er selbst aber durchschaute dieses Theater. Kalt wie eine Dusche kam seine Frage: »Was verlangst du, wenn du Timaios nicht an die Römer ver-rätst?«

Erastus hatte mit solch einer brutalen Wendung des Gesprächs nicht gerechnet. Er begann zu zittern. Seine Blicke flackerten unruhig.

Philippos sah das erbärmliche Wiesel drohend an. »Dich zu beseitigen, könnte ich als einen Rat der Götter verstehen, denn du bist der Einzige, der unseren Jungen belauscht hat. Von wegen Freunde, die du informiert hast. Du hast keine Freunde und außerdem teilst du nicht gerne deine Erpressermünzen!«

»Das ist eine Unterstellung, Philippos«, stotterte Erastus und wurde kreidebleich.

»Keine Sorge, ich werde mich nicht an dir vergreifen.«
Der Wirt schaute seine Frau an, die nach der Wendung

des Gespräches zuerst einmal um Fassung ringen musste. »Wir werden Timaios in unsere Mitte nehmen. Darauf kannst du dich verlassen«, wandte er sich an Erastus. »Ich hoffe nur, dass er uns nicht belügt und dass er auf den besten Rat seiner Eltern hört.«

Erastus verbarg seine Angst und seine noch größere Wut. Dass er diesen Bullen mit seiner ganzen Sippe höchstpersönlich an Achaikus ausliefern würde, darüber gab es nichts mehr zu beschließen. Allerdings würde darüber noch einige Zeit vergehen. Im Moment musste er das Vertrauen dieser beiden behalten, beziehungsweise ganz neu gewinnen. Als sei nichts geschehen, nickte er den beiden zu. »Christus verbietet seinen Anhängern neben vielen anderen Dingen, ihren Mitmenschen etwas vorzulügen. Sie müssen in jedem Fall die Wahrheit sagen.«

Philippos war zufrieden.

»Dann wird Timaios uns nicht verschweigen, was du beobachtet und aus seinem Mund selbst gehört hast«, warf Myrto dazwischen.

»Darauf könnte ich meine Hand in den Rachen eines Haifisches legen«, schloss Erastus dieses gefährliche Gespräch ab. Er sah den verstohlenen Blick, den Philippos seiner Frau Myrto zuwarf. Sie verstand augenblicklich.

»Ich denke«, wandte sie sich an Erastus, »dass du jetzt hungrig bist und eine Mahlzeit wohl vertragen kannst.«

»Ich kann's nicht leugnen«, grinste dieser verbindlich. Die Frau tischte auf, was Keller und Küche zu bieten hatten. Während Erastus kräftig zulangte und sich den besten Wein des Hauses schmecken ließ, triumphierten seine Gedanken in stolzer Eitelkeit.

Das war nur die erste Rate. Es würden noch manche andere folgen. Sollten sich diese Gefälligkeiten der Wirtsleute als beständig erweisen, dann mochte ihr Sohn seinen Jesus anrufen, wann, wie und wo er wollte. Von ihm würde keiner etwas erfahren.

Zu bedauern war jetzt nur noch der arme Timaios. Erastus zweifelte nicht an dem, was Philippos vor seinen zahlreichen Gästen gewissermaßen geschworen hatte, dass er nämlich seinem Sohn Timaios den neuen Glauben mit einem Ledergürtel herausprügeln werde.

GLAUBENSBEWÄHRUNG

In den nächsten drei Tagen schwiegen sich Timaios und seine Eltern nur an. Philippos wollte die brutale Wahrheit einfach nicht wahrhaben, dass sein Sohn sich auch zu den Christen zählte. Obwohl er den Worten des listigen Erastus stets misstrauisch gegenüberstand, so zweifelte er dieses Mal nicht daran, was Erastus ihm von seinem Sohn Timaios gesagt hatte. Währenddessen tat Timaios seinen Dienst in der Schenke, wunderte sich aber, dass seine Eltern ihn kaum beachteten. Nur gelegentlich meinte er, die brennenden Augen seines Vaters im Rücken zu spüren. Sollten seine Eltern es ahnen oder gar wissen, wie es um ihn und den neuen Glauben stand?

Nachts wimmerte und betete sich Timaios in den Schlaf. Es tröstete ihn, als er seine ganze Not bei Nearchos herausheulen konnte. Der Alte hatte ihn beiseitegenommen und ihn zuerst einmal reden und klagen lassen. »Ja, mein Junge«, hatte er schließlich versucht, Timaios so aufrichtig wie möglich zu antworten, »wer mit Christus geht, muss sich auf Leiden gefasst machen. Dabei spielt das Alter keine Rolle. Jesus selbst hat es seinen Jüngern vorausgesagt, dass sie um seines Namens

willen gehasst würden. Und auch die«, so fügte Nearchos hinzu, »die durch die Botschaft des Evangeliums zum Glauben kommen.« Lange hatte der Alte den Freund seines Enkels angesehen. So als ahnte er, dass sie einander auf dieser Welt nicht mehr wiedersehen sollten. Sie konnten auch nicht wissen, dass von einem sicheren Versteck aus Erastus mit einem widerlichen Grinsen den Abschied der beiden beobachtete. Er wartete in seiner dunklen Ecke, bis der Junge verschwunden war, dann stieß er sich mit einem Ruck von der Wand weg in die schmale Gasse hinein. »Wird langsam Zeit«, grinste er, »dass ich aus meinem Wissen ein paar klingende Münzen mache. Also nichts wie hin zur Kaserne der Römer.«

Die Abendsonne verglühte am Horizont und warf ein leuchtendes Licht über die Weinberge und Gärten. Auch die Schenke von Philippos schien sich in dem warmen Glanz in eine weiße Villa verwandelt zu haben. So jedenfalls erschien es dem Besitzer, der nach seiner Gewohnheit auf der Türschwelle stand und die ersten Gäste erwartete. Von Weitem wirkte sein rundes Gesicht zufrieden, aber das schien nur so. In seinem Herzen schien ein ganzes Schlangennest aufzuwachen und sich unheilvoll zu kringeln. Seine ungunen Gedanken konzentrierten sich keineswegs auf seinen Sohn, aber immerhin war der nicht unschuldig dabei.

Philippos dachte an den vergangenen Abend. Unverschämt zwischen den anderen Gästen hockend, hatte Erastus sich guten Wein servieren lassen, dazu saftiges Fleisch eines Spanferkels, das sich nur wenige leisten konnten, und wenn, dann höchstens ein- oder zweimal im Jahr. So hatten auch die meisten der Gäste auf Erastus geschaut. Hatte dem die Hitze des Tages geschadet? Fragend glitten ihre Blicke zwischen dem Burschen und dem Schankwirt hin und her. Nur Erastus ließ sich in seinem Behagen nicht stören. Er langte mit Appetit zu und schlürfte genüsslich den schweren roten Wein. Zum Glück wandten sich die Gäste wieder ihren eigenen Gesprächen zu, und so entging ihnen der stumme Kampf zwischen Erastus, Philippos und dessen Frau Myrto.

»Wie willst du diese Rechnung bezahlen?«, zischte Philippos, als Erastus sich noch einen Becher vollgießen ließ. Er grinste die beiden an, sowohl den Wirt als auch dessen Frau. »Ich betrachte mich als euren lieben Gast, der doch immerhin ein Geheimnis mit euch teilt. Warum dann nicht auch den Wein und das Fleisch teilen!«

»Schlangenbrut!«, zischte Philippos. Es gelang ihm, ein verbindliches Lächeln in sein Gesicht zu zaubern, als zwei Männer vom Nachbartisch herüberschauten. Ob mit Absicht oder nicht, Erastus stieß seinen Weinbecher um, und auf dem blank gescheuerten Tisch bildete sich

eine rote Lache. Philippos eilte mit einem Lappen herbei, um den Fleck wegzuwischen.

Beide waren sich mit ihren Gesichtern ganz nahe. Erastus schnitt eine überlegen grinsende Grimasse. »Dein Früchtchen Timaios wäre nicht der Erste, der einige Prätorianer in Marsch setzt. Wenn du verstehst, was ich meine.«

Philippos quollen die Augen fast heraus, aber er beherrschte sich. *Erpressung!* Noch nie hatte jemand ihn zu erpressen versucht. Aber dieser erbärmliche Kerl scheute vor nichts zurück.

Nun stand Philippos auf der Schwelle und legte seine rechte Hand wie einen Schild über seine Augen. Von Weitem nahte eine schmächtige Gestalt.

Doch nicht schon wieder diese ausgehungerte Ratte aus dem Hafenviertel. »Bei den Göttern, er ist es nicht!«, atmete Philippos befreit auf. Doch im gleichen Augenblick zogen sich seine Augenbrauen zusammen. Gebeugt und immer wieder mit seiner rechten Hand die Augen wischend, kam Rufus auf die Schenke zu. Was wollte der Junge denn hier?

Was anderes, als seinen Freund besuchen? Wie hatten Philippos und seine Frau Myrto sich gefreut, als er damals den neuen Freund kennengelernt hatte! Und nun? Dieser Rufus, vor allem aber der alte Fischer Nearchos, hatten

Timaios für die Christenlehre und ihren Anführer Christus begeistert. Mit zusammengekniffenen Augen blickte Philippos auf den Jungen.

»Ist Timaios da?«, fragte dieser und dabei ließ er seinen Tränen ungehinderten Lauf. Philippos ahnte etwas. Ob die Götter wollten, dass die zwei jetzt endlich Farbe bekennen mussten?

»Ist was mit deinem Großvater?«, fragte er.

Der Gefragte zuckte wie unter einem Peitschenschlag zusammen. »Ja, mit Großvater!«

Philippos drückte seine mächtige Hand auf die Schulter des Jungen und schob ihn durch die Tür in die Schenke hinein.

Eiskalt wie sein nächster Satz war seine Stimme. »Sie haben ihn wohl abgeholt, die Prätorianer!«

Rufus begann am ganzen Leib zu zittern. »Hat es Timaios doch gewagt ...«

»Was hat er gewagt?« Philippos drückte die schwächliche Gestalt gegen die Theke. Seine Augen glitzerten unberechenbar in der Dämmerung des Raumes. »Nein, er hat es nicht gewagt. Aber ein seltsamer Vogel hat mir zugezwitschert, dass dein Großvater, du und wohl eine Menge anderer Volksverführer auch meinen Jungen zu den Christen herübergezogen haben. Und nun komm. Heute möchte ich doch endlich Klarheit haben.«

Er stieß den Jungen vor sich her. Schon auf der Türschwelle zur Wohnung der Familie brüllte er den Namen seines Sohnes. »Timaios! Timaios!«

Nur wenige Augenblicke vergingen, da eilte der Gerufene die schmale Treppe aus dem Obergemach herunter. In seine Augen trat blankes Entsetzen, als er seinen Freund erkannte. Philippos, der Rufus wie ein Kaninchen am Genick gepackt hatte, ließ den Jungen los und schritt langsam auf seinen Sohn zu. Der wich an die gekalkte Wand zurück.

»Du gehörst auch zu den Christen!« Als seien alle seine nächsten Bewegungen mechanisch, löste er den Gürtel aus Ziegenleder von seinem Oberkleid. »Ich habe es bei den Göttern und vor vielen Gästen geschworen, dir deinen Glauben aus dem Leib zu schlagen!« Unerbittlich holte Philippos aus und schlug wie wahnsinnig geworden auf seinen Jungen ein.

Rufus stand händeringend dabei und schrie: »Sie haben Großvater abgeholt! Sie haben Großvater abgeholt!«

Philippos war seiner Sinne nicht mehr mächtig. Jeder Schlag saß, und dem Grobian war egal, wie er seinen Jungen traf.

Plötzlich verdrehte er die Augen und stürzte wie ein Baum in den dämmrigen Gang. Zorngerötet stand neben ihm Myrto und hielt den Henkel eines abgebrochenen

Kruges in der Hand. Voller Wut, von den Schmerzensschreien ihres Jungen angelockt, hatte sie einen steinernen Krug vom Regal genommen und ihn auf dem Schädel ihres Mannes zertrümmert.

»Der schläft für die nächste Zeit«, murmelte die Frau mit zusammengekniffenen Lippen. Sie nahm die schwächliche Gestalt ihres Jungen in die Arme und drückte ihn voller Mitleid an sich. Von der Augenbraue floss ein Streifen Blut über sein Gesicht. Dagegen schien Philippos' Schädel eine Menge auszuhalten. Schon nach einigen Minuten grunzte er und versuchte sich aufzurichten. Myrto fasste ihren Jungen um die Schulter und schob ihn aus dem Gang. »Er schlägt uns tot«, flüsterte sie. Seine Finger wie Krallen gekrümmt, versuchte Philippos, mit seiner rechten Hand nach der fliehenden Frau zu greifen. Zu spät. Er griff ins Leere.

Gestützt auf der einen Seite von seinem Freund Rufus, auf der anderen von seiner Mutter, stolperte Timaios durch den dämmernden Abend. »Er schlägt uns tot!«, wiederholte die Frau.

»Ich weiß einen Rat!«, sagte Rufus. »Versteckt euch für die nächste Zeit bei dem Obsthändler Quartus!« Sie keuchten die staubige Hafensstraße entlang.

Plötzlich blieb Myrto stehen. »Er gehört wohl auch zu den Christen, dieser Obsthändler Quartus?«

Rufus schwieg, aber seine Blicke sprachen Bände. Er wich ihren dunklen Augen aus. Nie würde er diesen treuen Führer der kleinen Christenschar verraten.

Myrto lächelte verständnisvoll. »Keine Sorge, Rufus. Ich schneide mir doch nicht ins eigene Fleisch. Wie könnte ich einen Menschen oder eine Gruppe den Römern preisgeben, wenn mein Junge selbst dazugehört.« Sie suchte den Blick ihres Sohnes. Über sein blutunterlaufenes Gesicht huschte ein schwaches Lächeln.

»Und du hast es gewusst, Mutter ...?« Tapfer fügte er hinzu: »Dass ich mich auch zu den Christen bekenne?«

»Es hat euch jemand beobachtet und es uns zugebracht!«

Rufus schluckte, als müsse er an dem nächsten Satz ersticken. »Dann hat der auch meinen Großvater den Römern ausgeliefert! Wer ist es denn?«

Als habe sie die Frage nicht gehört, lief die Frau den beiden voran. »Irgendwo müssen wir uns verstecken. Und wenn es bei diesem Christen Quartus ist.«

Währenddessen hatte Philippos seinen brummen- den Schädel einige Male in das Wasserfass neben der Haustür eingetaucht. Er griff sich an den Hinterkopf und fühlte eine eigroße Beule. »Ganz schön zuge schlagen hat sie.« Er grinste schon ein bisschen

versöhnlich. »Vielleicht gerade zur rechten Zeit. Sonst wäre ich noch zum Totschläger meines eigenen Sohnes geworden.«

Er stellte sich neben das gefüllte Wasserfass und blickte die Straße hinunter. Vier Männer schlurften heran. Philippos streckte seine muskulösen Arme in das Wasser und schüttete einige Händevoll über seinen Kopf. »Furchtbar heiß, furchtbar heiß heute!«, grinste er den vier Männern entgegen.

Einer der Hafenarbeiter, ein treuer Stammgast in Philippos' Schenke, machte die Geste eines halb Verdursteten. »Meinst du, Philippos, wir kommen, um dir in deinem Weinberg zu helfen?«

Die Männer grölten über den Spruch ihres Arbeitskollegen und traten in die Schenke ein. Nach und nach füllte sich der Raum mit noch mehr durstigen Männern, und Philippos hatte im wahrsten Sinn des Wortes alle Hände voll zu tun.

Seine Frau Myrto und Timaios fehlten an allen Ecken. Immer wieder strich er sich den Schweiß von der Stirn und befühlte seine Beule am Hinterkopf.

»Wo ist denn deine dunkle Perle?«, rief ein halb betrunkenener Fischer in den Raum.

»Wird schon wo sein«, antwortete Philippos, und alle platzten lachend heraus. Philippos stimmte mit ein,

obwohl er am liebsten die ganze Meute wer weiß wohin gejagt hätte!

Während er die Becher füllte, dachte er an seine Frau und Timaios. Wo mochten die beiden hingeflohen sein? Inzwischen war es finster geworden.

Zwei große Prätorianer betraten die Schenke und sahen sich in dem Raum um. Eine der billigen Öllampen rußte, als wolle Philippos ein paar Streifen Schinken räuchern. Räuchern, das war eine Spezialität des Schankwirts. Sein Fleisch und seine Schinken, denen er in seiner Räucherammer geheimnisvoll einige Kräuter unter die Holzspäne mischte, hatten einen besonderen Geschmack.

Als die Prätorianer sich zwischen den Tischen hindurchdrängten, duckten sich die dunklen Köpfe der Griechen über den gescheuerten Tischen. Die wenigsten mochten diese Besatzer aus Rom, diese Bildungsbanausen, denen ihr Richter Achaikus und andere gebildete Leute von Smyrna haushoch überlegen waren. Aber sie hatten die Macht und ließen es die Bürger der Stadt gelegentlich wissen. Durch das Auftauchen jener Sekte, die sich *Christen* nannte, hatten die Griechen mit den Römern einen gemeinsamen Feind, und man kam sich gesellschaftlich ein gutes Stück näher. Philippos sah die umherschweifenden Blicke der beiden Soldaten. In

ihm stieg ein Verdacht auf, bei dem es ihm innerlich heiß wurde.

Diesen Prätorianern hatte doch nicht etwa Erastus eine Runde in seiner Schenke empfohlen, um unter seinen Gästen einen oder mehrere Christen aufzustöbern? Die beiden Römer setzten sich nahe des Ausgangs an einen Tisch und schnippten den Wirt herbei. Sie verlangten einen Krug Wein und etwas Brot mit Schinken. Philippos dienerte und beeilte sich, binnen kürzester Zeit das Bestellte zu servieren.

IM HAUSE DES OBSTHÄNDLERS

Quartus lauschte nach draußen. Hatte nicht jemand an das Tor seines Lagerschuppens geklopft? Er war gerade damit beschäftigt, einige Kisten mit Obst und Gemüse zu füllen, die er wie jeden Morgen auf dem Marktplatz von Smyrna den Kunden verkaufte. Dabei fieberte nur ein Gedanke in seinem Kopf: Wer mochte seinen Freund und Glaubensbruder Nearchos an die Römer verraten haben? Erneut klopfte jemand an das Tor.

Es waren nur wenige Stunden vergangen, seit Rufus, der Enkel des alten Fischers, zu ihm gekommen war und sich weinend in seine Arme geworfen hatte. Dann sprudelte es aus ihm hervor: »Von den Fischen weg haben sie den Großvater in ihre Mitte genommen und abgeführt. Vier Prätorianer. Großvater hat sie angeschaut und gefragt, was denn sein Vergehen sei, weswegen sie ihn jetzt wie einen Verbrecher abführten.« Von Schluchzern unterbrochen redete Rufus weiter. »Einer der vier lachte höhnisch: Das könne sich bald herausstellen, wenn er seinem Aberglauben abschwören und dem Kaiser nur ein kleines Weihrauchkorn verbrennen wolle. Großvater hielt den Männern beide Hände hin. ›Bindet meine Hände nur fest zusammen, denn mein Herz könnt ihr

nicht binden. Es gehört meinem König Jesus Christus!« Und so hat er sich abführen lassen. Einer der Fischer hat noch gehört, wie der stolze Römer kopfschüttelnd hinter meinem Großvater herlief und sagte: »Du alter Narr, wenn du es nicht anders haben willst, dann ist dir nicht zu helfen.«

Vom Weinen geschüttelt, hatte Rufus noch lange bei dem Obsthändler Quartus zwischen den Kisten und Körben gehockt und wie ein krankes Kind nach seinem Großvater gewimmert. Quartus spürte, nachdem Rufus sein Haus verlassen hatte, eine entsetzliche Angst in seinem Herzen aufsteigen. Hätte er selbst seinen Häschern so antworten können, sich so abführen lassen, wie Rufus von seinem Großvater berichtet hatte? Wohl kaum. Nachdem er sich überzeugte, dass sich außer ihm kein anderer in der Obsthalle aufhielt, sank er auf dem lehmigen Boden nieder und rief seinen Herrn an. »O Herr, wie habe ich anderen oft Mut gemacht, aber nun bin ich so verzagt wie der Gottesknecht Elia unter dem Wacholderstrauch. Nur eines trennt mich von ihm. Ich habe nicht den Wunsch zu sterben, denn ich möchte leben; leben möchte ich!«

So vor seinem Herrn betend und klagend, spürte er während seines Gebets, wie der Aufruhr in seinem Herzen nachließ. Nichts hatte seine Situation nach außen hin verändert, doch als höre er die Stimme seines guten

Hirten ganz persönlich, fühlte er sich auf einmal geborgen: »Fürchte dich nicht! Ich bin bei dir!«

Dann hörte er mit dem Pochen an der Tür auch das Pochen seines Herzens. Er wandte sich von den Kisten ab und beeilte sich, den schweren Holzriegel zurückzuschieben. »Wer ist draußen?«, fragte er und lauschte.

»Wir sind es, Rufus und Timaios.«

Quartus öffnete das Tor und sah die beiden an. Aber da war noch jemand. Eine junge Frau mit schwarzen Haaren und dunklen Augen. Die beiden Erwachsenen sahen sich an.

»Tretet herein!«, forderte Quartus die drei auf. Er zog die Tür wieder zu und legte den Riegel vor.

»Ich bin die Mutter von Timaios«, stellte sie sich selbst vor. »Wir betreiben die Schenke einige Minuten vom Hafen entfernt, und nun, und nun ...« Sie wusste nicht weiter. Hilfe suchend schaute sie auf die beiden Jungen, besonders auf den Freund ihres Sohnes. Rufus reagierte auf ihren Blick. Er stellte sich auf seine Zehenspitzen und flüsterte dem Obsthändler etwas ins Ohr. Der schüttelte den Kopf, und sein rechter Arm beschrieb einen weiten Bogen. »Niemand außer mir ist hier in dem Raum. Du kannst ruhig offen zu mir sprechen.«

»Timaios ist wegen seines Glaubens an unseren Herrn Jesus Christus fast totgeschlagen worden. Sein Vater,

der Schankwirt Philippos, hat auf ihn eingedroschen, schlimmer, man kann es mit Worten überhaupt nicht beschreiben«, sagte Rufus und hielt, von der Erinnerung übermannt, beide Hände vor sein Gesicht.

Nun redete Myrto, und ihre Hände und Augen sprachen Bände. »Ich dachte, er schlägt den Jungen tot. Und da habe ich einen Steinkrug auf seinem Schädel zertrümmert.«

Quartus wich einen Schritt zurück. »Erschlagen?«, fragte er.

Die Frau schüttelte ihren Kopf. »Dann hätte es ein Felsbrocken sein müssen. Sein Schädel ist hart wie der eines Maulesels. Er war schnell wieder wach, und da sind wir einfach aus dem Haus gerannt.«

»Und ich habe ihnen gesagt«, fiel Rufus der Frau ins Wort, »du würdest sie in deinem Haus oder Schuppen verstecken.«

Quartus zog den verschüchterten Timaios an sich und drückte ihn fest. »So hast du es am eigenen Leib erfahren, was unser Herr den Glaubenden vorausgesagt hat: ›Und eure eigenen Hausgenossen werden eure Feinde sein.‹ In deinem Fall dein Vater, denn deine Mutter gehört wohl auch zu den Christen.« Quartus bemerkte zu spät, wie sich das Gesicht der Frau veränderte und wie sich die beiden Freunde erschreckt ansahen.

Myrtos dunkle Blicke hefteten sich auf ihr Gegenüber. »Nein, edler Quartus, ich bin keine Christin. Beide waren wir erschüttert, Philippos und ich, als wir hörten, Timaios besuche die heimlichen Versammlungen der Christen. Aber niemals hätte ich meinen Jungen so gezüchtigt und niemals einen Christen an die Römer verraten.«

»Möge es dir unser gegenwärtiger Herr vergelten, Myrto«, sagte der Obsthändler und fasste ihre schmale Hand. Sie schaute sich mit abergläubischer Scheu um. Ein gegenwärtiger Herr, den man nicht sehen konnte, kam ihr nicht ganz geheuer vor.

Später saß sie mit ihrem Sohn in einem geschützten Verschlag, vor den Quartus einige Kisten und Körbe geschoben hatte. Nachdem er sie reichlich mit Obst und einem Brotfladen versorgt hatte, ließ er sie zuerst einmal allein. Dann brachte er noch ein Gefäß besten Heilöls, damit Myrto ihrem Jungen die brennenden Wunden betupfen konnte. Sie war sichtlich beeindruckt. »Mir scheint, dass Eras- ...« Sie hielt sich selbst den Mund zu, doch der Name war halb heraus.

Timaios verstand augenblicklich. »Also doch. Erastus tut seinen Verräterdienst im Hafengelände. Ganz vorsichtig hat Nearchos, der Großvater von Rufus, seinen Verdacht einmal geäußert. ›Da ist einer unter uns, der die

Christen verrät. Gott möge mir verzeihen, aber manchmal denke ich, dass es Eras- ...«

Timaios schaute seine Mutter an. »Und er hat den Namen auch nur halb genannt. Wie du jetzt.«

Myrto zog ihren Jungen in ihre Arme. »Nun, dann ist es raus. Es war Erastus, der dich und manche anderen Christen belauscht hat.« Sie nahm das Ölgefäß und strich mit sanften Fingern über sein geschwollenes Gesicht. War jetzt nicht eine Gelegenheit, den Zorn ihres Mannes ein wenig zu entschuldigen? Sie nahm den Kopf ihres Jungen zwischen ihre Hände und schaute ihm in die Augen. »Glaub mir, Timaios, dein Vater hätte nicht so gemein zugeschlagen, wenn ...«

»Wenn was?«, unterbrach Timaios seine Mutter.

»Wenn Erastus ihn nicht erpresst hätte. Der ließ sich den besten Wein und die besten Speisen servieren und sagte so ganz nebenbei, dass die Prätorianer ihm auf einen Wink hin ungeheuer dankbar wären.«

Myrto spürte, wie die Gestalt in ihren Armen zu zittern begann. »Dann hätte er mich an die Prätorianer geraten, wenn du und Vater ...«

»Ja, wenn wir ihm nicht das Verlangte gegeben hätten.«

Über das Gesicht des Jungen liefen zwei dicke Tränen. »Dann will ich meinem Vater von Herzen vergeben. Vor allem aber, weil Christus es so will!«

»Mein Junge, mein Junge. Hat er dir das gesagt, dein Christus? Und wo hält er sich denn versteckt?«

Timaios schüttelte heftig den Kopf.

»Christus braucht sich nicht zu verstecken, denn er ist immer bei seinen Kindern.« So gut, wie es ihm möglich war, bezeugte Timaios vor seiner Mutter, warum er Christ geworden war.

»Jesus ist der Sohn Gottes. Und der lebendige Gott hat ihn von den Toten auferweckt.«

»Das kann doch nicht wahr sein, Timaios. Wenn einer tot ist, dann wird er nicht wieder lebendig«, versuchte ihm Myrto seinen Gedanken auszureden. Vergeblich. Nicht wegen ihrer schlagenden Gegenbeweise, sondern weil er tief und fest in ihren Armen eingeschlafen war. Sie lauschte auf seinen ruhigen Atem, dann dachte sie über das Gehörte nach. *Woher nehmen diese Christen die Kraft, auch ihren Feinden zu vergeben und keine Lügen auszusprechen, wie es ja Erastus ihnen schon zugetragen hatte?*

Es mochte gegen Mitternacht sein, als Myrto aus unruhigem Schlummer erwachte. Auch sie war, nachdem das Gedankenrad sich immer langsamer gedreht hatte, neben ihrem Jungen eingeschlafen. Sie hörte flüsternde Stimmen und gedämpfte Schritte vieler Menschen. Sollte Philippos sie etwa aufgestöbert haben? Oder was

noch schlimmer wäre: Hatte Erastus etwa seine verräterische Hand im Spiel? Sie hörte mit gespitzten Ohren, wie jemand die Kisten und Körbe beiseiteschob. Die Tür zum Verschlag öffnete sich einen Spalt weit, und Quartus stand mit einer flackernden Öllampe vor ihr. Er flüsterte und zeigte mit angewinkeltem Arm hinter sich.

»Rufus schwört mir bei seinem Leben, dass du uns nicht an die Römer verrätst. Wir kommen als kleine Gruppe von Christen zusammen und wollen unseren auferstandenen Herrn um Kraft und Bewahrung bitten, wenn möglich, uns vor dem Leiden zu bewahren oder es uns überhaupt nicht aufzuerlegen.«

»Über meine Lippen kommt kein Wort. Eher beiße ich mir die Zunge wund ...«

Nun geschah ein Wunder, mit dem weder Rufus noch der gerade aufgewachte Timaios gerechnet hatten. »Kann ich mehr von eurem Jesus hören?«, fragte sie.

Myrto nahm im Kreis der Leute Platz, und sicher war es einigen von ihnen wohler, dass man ihre Gestalten in dem Schein der Öllampe nur als Schatten wahrnehmen konnte. Die Furcht, irgendjemand könnte sie an die Römer verraten, bestimmte in dieser Zeit brutaler Verfolgungen mehr oder weniger ihr Denken.

Quartus setzte sich, nachdem er die Flamme ein wenig höhergeschraubt hatte, zwischen die andern. »Bevor wir

miteinander beten und unseren Herrn anrufen, möchte ich der Mutter unseres Timaios ein Wort über Christus sagen und auch, warum wir an ihn glauben.« Er schaute die ihm gegenüberstehende Frau an. »So ist es doch Myrto? Du wolltest doch von Jesus hören?«

»Ja, das wollte ich«, hauchte sie in die schweigende Runde.

Quartus begann von den Aposteln zu berichten. Schlichte Leute, die mit dem Propheten von Nazareth durchs Land gezogen waren. Dann von den hasserfüllten Obersten Israels, die ihren von Gott gesandten Messias, Jesus von Nazareth, ablehnten und ihn schließlich den Römern in die Hände spielten. Durch den Statthalter Pontius Pilatus sei Jesus dann zum Tod verurteilt worden. Den Juden war nämlich verboten, über einen Menschen das Todesurteil auszusprechen und es zu vollziehen. Obwohl dieser Römer erkannte, dass Jesus unschuldig war, ließ er ihn dennoch auf dem Hügel Golgatha öffentlich ans Kreuz schlagen. Die Juden hatten ihre Rache, aber ihre Schadenfreude währte nur kurz. Quartus sah, wie die Frau ihn mit großen Augen anschaute.

»Schadenfreude?«, wiederholte sie.

»Ja, Myrto, Schadenfreude. Gott erweckte seinen Sohn von den Toten. Die hasserfüllten Obersten der Juden versuchten mit allen Mitteln, diese Nachricht

von Jesu Auferstehung zu leugnen und unter Strafe zu verbieten. Aber wer kann die Sonne darin hindern, die Welt mit ihrem Licht zu erfüllen, wenn sie die Nacht vertreibt?»

Myrto lächelte. »Eine wunderbare Nachricht. Aber wie kann man sie glauben?«

»Lass es dir sagen, dass auch die Apostel zuerst nicht an die Auferweckung Jesu glauben konnten. Erst als er ihnen in Herrlichkeit erschienen ist, brachen alle Zweifel zusammen. Sie haben ihn so gesehen, wie wir beide uns jetzt sehen, Myrto.«

Die Frau spürte, wie Tränen in ihre Augen drangen. Timaios erkannte, wie tief seine Mutter von dem Gehörten bewegt war.

»Jesus ist von den Toten auferstanden«, flüsterte sie. »Dann begreife ich auch, warum man mit ihm sprechen kann. Denn ein Toter kann ja weder hören noch antworten.«

Sie wollte noch etwas hinzufügen, hielt aber eine Hand wie abwehrend vor ihren Mund. Quartus sah es und ermunterte sie, frei und offen zu sprechen.

»Doch ich begreife nicht, warum er dann zulässt, dass es seinen Anhängern so dreckig geht. Warum greift er nicht ein, sondern lässt zu, dass seine Leute sich wie schlachtreife Schafe abführen lassen?«

Offensichtlich rissen ihre Worte die Wunde bei Rufus wieder ganz neu auf. Er dachte an seinen verschwundenen Großvater. Über sein Gesicht kullerten dicke Tränen. Hatte Timaios' Mutter nicht ausgesprochen, was andere ebenso dachten? *Warum greift Christus als Sohn Gottes nicht mächtig ein?*

Über der Versammlung breitete sich verlegene Stille aus. Quartus' Blicke trafen sich mit denen eines alten Christen, den man die »wandelnde Schriftrolle« nannte. Dieser Mann sah mit traurigen, wässrigen Augen zu der jungen Frau hinüber. Dann zitierte er frei aus dem Buch des Propheten Jesaja: »Er wurde misshandelt, aber er beugte sich und tat seinen Mund nicht auf, wie ein Lamm, das zur Schlachtung geführt wird, und wie ein Schaf, das stumm ist vor seinen Scherern; und er tat seinen Mund nicht auf.«

Quartus nickte dem Alten dankbar zu. Schlicht und verständlich versuchte er, Timaios' Mutter zu bezeugen, dass dieser Weg durch Leiden und Trübsal auch der Gemeinde des Auferstandenen auferlegt sei. Und dann beteten sie gemeinsam. Myrto hörte zu und war in ihrem Herzen tief aufgewühlt, wie zuversichtlich die Christen ihren Herrn anriefen. Auch ihr Junge Timaios betete, aber nur einen kurzen Satz: »O, treuer Herr, bewahre auch meinen lieben Vater Philippos!«

Wie dieser Schrei gerade im rechten Augenblick die Ohren des erhöhten Herrn erreichte und er das Schlimmste verhinderte, davon erfahren wir im nächsten Kapitel.

HAARSCHARF AM TOD VORBEI

Im Allgemeinen gab es für Philippos keine lohnenswertere Beschäftigung, als seinen Gästen Wein einzugießen. Lohnend vor allen Dingen dann, wenn die abgeschabten Münzen ihre Besitzer wechselten. An diesem Abend aber war alles anders. Er dachte an seine Frau Myrto und an seinen Sohn Timaios.

In seinem Herzen empfand er, was man im Allgemeinen »gemischte Gefühle« nennt, zum Beispiel Mitleid und Hass miteinander vermischt. Wie konnte er nur so brutal auf seinen Jungen einschlagen? Schlimmer als Folterknechte, wenn sie aus einem Gefangenen etwas herausprügeln wollten. Myrto hatte ganz zu Recht den Krug auf seinem Kopf zertrümmert. Immer wieder erinnerten ihn ziehende Schmerzen und die bedenkliche Beule an seinem Kopf, dass er es nicht geträumt hatte. Warum aber war er in seinem Zorn nicht mehr zu halten gewesen? An dieser Stelle teilte sich sein Herz zwischen Mitleid mit seinem Jungen und einem stetig wachsenden Hass auf den elenden Mistkerl aus dem Hafenviertel, diesen Erastus. Der hatte ihn doch mit seiner Unverschämtheit so gereizt. Philippos steigerte seine Hassgefühle immer mehr und die sorgten für entsprechende Gedanken.

Sollte es diesem windigen Gesellen einfallen, ihm weiterhin Wein, Speisen und zuletzt wohl auch Geld herauszupressen, dann lag es wohl an der Laune der Götter, ob sie den Strolch bewahren wollten. Philippos jedenfalls malte sich Situationen aus, wie er sich dieser unheimlichen Hafenratte entledigen könnte. Er war so in seine Rachedgedanken vertieft, dass er die ungeduldigen Rufe seiner durstigen Gäste beinahe überhörte.

Auch die beiden Prätorianer klopfen mit den leeren Bechern auf die Tischplatte. Eifrig eilte Philippos heran und goss ihnen die Becher wieder voll. Plötzlich zog einer von ihnen einen Lederbeutel voller Goldstücke hervor. Philippos erging es wie einer Katze, wenn sie eine Maus sieht: Seine Augen wurden glänzend vor Gier.

»Hier im Hafengelände, so sagt man, befinden sich verschiedene Christennester. Und die haben doch gleiche Bedürfnisse, wie alle Menschen sie haben. Durst zum Beispiel!« Der Römer zog den Schankwirt ein Stück zu sich herunter. Philippos roch den Weinatem des andern. *Dacht ich es mir doch*, überlegte er blitzschnell. *Die wollten nicht nur meinen guten Wein probieren.*

»Bist doch schlau genug, zu begreifen!«, flüsterte der Römer. Dabei schob er Philippos unauffällig das Lederstückchen zu.

»Schlau schon, aber deswegen habe ich noch lange keine Augen, das Dunkel zu durchdringen.«

Der Römer verstand nicht ganz, dafür aber sein Begleiter. »Du weißt also nicht, wo sie sich versammeln und wer dazugehört?«

Philippos überwand, als er an seinen Sohn Timaios dachte, ein kurzes aufkommendes Grauen. Sein Sohn war aufs Höchste gefährdet! Seine innere Angst verbergend, legte er vertraulich seine rechte Pranke auf die Schulter eines Römers. »Wenn das ein Angebot sein soll ...« Er berührte mit seinem kleinen Finger das prall gefüllte Ledersäckchen, indem er mit der Hand über die Tischplatte glitt. »Dann werde ich mich in Zukunft etwas mehr für meine Gäste interessieren.«

Die beiden Römer sahen sich an und grinsten. Offensichtlich hatte der Wirt zunächst noch nichts Verdächtiges in seiner Schenke beobachtet, doch sie hofften, Goldstücke und Silbermünzen würden ihm künftig seine Blicke schärfen.

Überraschend schnell tranken sie ihre Becher aus und zahlten. »Hier ein kleiner Vorschuss!«, flüsterte einer der beiden.

Philippos fühlte zwei Münzen in seiner Hand, und als Kenner wusste er, es waren nicht die kleinsten. Philippos begleitete die beiden Römer hinaus und wartete,

bis ihre hohen Gestalten in einer Nebengasse verschwanden.

Die angeschwollene Mondsichel zog zwischen einigen Wolken dahin, deren Ränder von breiten, silbernen Streifen eingefasst waren. Philippos spürte die Schmerzen an seinem Hinterkopf. Die waren jedoch vergleichsweise harmlos, wenn er sich vorstellte, wie gefährdet sein Sohn Timaios und seine Frau Myrto waren. Dass sie sich wie eine Glucke, die ihr Küken beschützt, mit aller Leidenschaft zu wehren verstand, daran erinnerte ihn die schmerzende Beule an seinem Kopf. So würde es wohl nur über ihre Leiche gehen, falls Timaios durch Verrat in die Hände der Prätorianer fallen sollte. Verräter aber gab es in diesen Wochen genug. Wie aus dem Dunkel auftauchend, war es wieder und immer wieder der Name Erastus.

Philippos stand in der Tür zu seiner Schenke und wandte sich um. Nur noch fünf Gäste hockten in einer Ecke und tranken. Plötzlich hörte Philippos schlurfende Schritte. Hinter der weißen Mauer, die seinen Weinberg abgrenzte, tauchte eine Gestalt auf. Niemand konnte es sehen in der Dunkelheit, aber er fühlte, wie ihm alles Blut aus dem Gesicht wich. Was trieb Erastus jetzt um Mitternacht hierher? Verhalten kichernd kam der junge Bursche auf den Schankwirt zu. Philippos sah nur die funkelnden

Augen des anderen, während dessen Gesicht im doppelten Sinn des Wortes im Dunkeln lag.

»Möchtest wohl gern wissen, wo deine Frau untergetaucht ist?« Trotz der Dunkelheit bemerkte Erastus, wie er den Nerv des Wirts getroffen hatte. Ohne eine Antwort abzuwarten, grinste er. »Dacht ich mir's doch.«

»Was dachtest du dir?«

Erastus sah durch den Eingang der Schenke den Tisch mit den fünf Gästen. Die würden den Schankwirt auf jeden Fall abhalten, jetzt verrückt zu spielen.

Erastus winkte Philippos von der Türschwelle nahe zu sich heran. »Braucht doch sonst niemand zu hören. Hättest ja deinen eigenwilligen Sohn bald in den Hades geschickt, wenn ihm seine Mutter nicht geholfen hätte.«

Philippos spürte ein aufsteigendes Grauen vor seinem Gegenüber. »Du Ratte kannst mir gestohlen bleiben!«, zischte er.

»Halt die Luft an, du Halsabschneider!«, zischte Erastus noch ein wenig schärfer zurück. »Meine Ohren und Augen sind unschätzbares Kapital, wenn du verstehst, was ich meine.« Er sah, wie Philippos in ohnmächtiger Wut seine Hände zu Fäusten ballte.

Aus der Schenke riefen zwei der Gäste. »Zahlen, Philippos!«

»Ich komm schon, bin unterwegs!« Er zischte dem anderen zu: »Warte nur, ich bin gleich wieder da.«

Der grinste überlegen. »Keine Sorge. Wenn ich alles so reichlich hätte wie Zeit ...«

Sonst war Philippos immer ganz bei der Sache, wenn die Gäste zahlten, jetzt aber strich er die Münzen unbeachtet ein. Die fünf Männer grinsten. »Wir haben dich wohl ein bisschen zu lange um den Schlaf gebracht«, lachte einer.

Philippos rieb sich den Hinterkopf. »Ausnahme, glatte Ausnahme. Ein Balken ist meinem Kopf zu nahe gekommen.«

»Gefährlich für den Balken!«, grinste der Spaßvogel unter ihnen. Die Männer grölten in die stille Nacht hinein. Was blieb Philippos anderes übrig als mit einzustimmen.

Erastus stand draußen und dachte nach. In den Gassen umherlungernd, hatte er vorhin zwei Schatten gesehen, die durch die schmale Gasse huschten und in dem sogenannten Lagerraum des Obsthändlers Quartus verschwanden. Die wollten doch bestimmt kein Gemüse oder Obst einkaufen. Also lohnte es sich wohl, den Eingang noch ein wenig ins Visier zu nehmen. Wenn die Götter vorhatten, seinen schmalen Geldbeutel um einige Münzen zu bereichern, hatten sie ihn im richtigen

Augenblick an den rechten Platz geführt. Und das Warten hatte sich gelohnt.

Drei verummte Gestalten, die sich flüsternd nach allen Seiten umsahen, kamen und begehrten Einlass bei Quartus. Hin und her überlegend, ob er einige Prätorianer informieren sollte, hockte Erastus an seinem Lauschposten. Er rieb sich freudig erregt die Hände. Wie gut, dass er sein Versteck noch nicht verlassen hatte, denn die Götter gedachten wohl, ihn noch besonders zu überraschen. Wie von Geisterhand geöffnet, ging das Tor einen Spalt weit auf und ein schmaler Lichtschein fiel auf die Gasse. Erastus grinste, als er die zwei heraus tretenden Gestalten erkannte. Es waren Timaios und seine Mutter Myrto.

Dass Myrto sich auch zu den Christen zählte, war höchst unwahrscheinlich. Warum aber hielt sie sich unter den Christen auf? Warum besuchte sie deren nächtliche Zusammenkünfte? Erastus hätte darauf schwören können, dass der stiernackige Schankwirt Philippos wohl kaum ahnte, wo die beiden sich versteckt hielten. Immerhin, so folgerte Erastus in seinem Versteck, würde Philippos es sich allerlei kosten lassen, um dieses zu wissen.

Also nichts wie auf zur Weinschenke!

Seine Gedanken liefen auf vollen Touren. Einerseits war ihm nicht ganz wohl, als er die fünf letzten Männer

laut schwatzend und lachend an der hellen Mauer entlang Richtung Hafen torkeln sah. Sie hatten dem billigen Fusel gehörig zugesprochen. Andererseits aber hielt ihn die Gier fest, er werde – durch seine Rolle als Papegei – vor den Ohren des Schankwirtes seinem mickrigen Geldbeutel wieder auf die Beine helfen. Drohend stapfte Philippos, nachdem sich seine letzten Gäste im Dunkel aufgelöst hatten, auf die schmale Gestalt seines Erpressers zu.

»Nun spuck schon aus, was du von Myrto und Timaios weißt. Sollten allerdings schon Prätorianer unterwegs sein, um den Jungen in den Kerker zu werfen, sind deine lumpigen Stunden gezählt.« Aufgerichtet und zwei Köpfe größer als Erastus stand Philippos als erdrückender Schatten vor dem andern.

Jetzt eiskalt bleiben, dachte Erastus und ging einige Schritte zurück. »Gemach, gemach. Ich denke nicht daran, deinen Sohn oder deine schöne Frau an die Römer zu verraten.« Er grinste widerlich. »Aber eine Kleinigkeit dürften meine Informationen wohl abwerfen.«

Philippos hielt es für nützlich, dem anderen zunächst klaren Wein einzuschenken. Und zugleich konnte er diesem Erpresser versichern, wie sich sein Zorn nach wie vor über diese Christen ergoss. Bereitwillig erzählte er, was sich vor Stunden in der Schenke abgespielt hatte.

Aus diplomatischen Gründen kam er dem Strolch auch noch ein Stück entgegen. »Hattest uns ja die unglaubliche Geschichte aufgetischt, Timaios sei von den Christen hinterlistig in ihren Kreis gezogen worden. Myrto und ich haben es nicht glauben wollen, dann aber ...«

»Was, dann aber?«, fiel Erastus ihn neugierig unterbrechend ins Wort.

»Dann hat er vor einigen Stunden offen bekannt, dass er zu diesen Volksverführern gehört. Sein Freund Rufus, der Enkel von dem alten Nearchos, stand dabei und weinte nach seinem verschwundenen Großvater. – Kannst dir sicher vorstellen, was geschieht, wenn ich die Beherrschung verliere!«, sagte Philippos.

Erastus winkte besänftigend ab. Philippos ließ seine schadhaften Zähne sehen. »Und so geschah, was ich vor versammelten Gästen gewissermaßen geschworen hatte. Falls mein Junge Christ werden sollte, würde ich ihm den Glauben mit einem festen Lederriemen aus seinem Leibe herausschlagen.«

Erastus verstand noch während Philippos redete. »Dann begreif ich alles. Ich vermute, dass deine temperamentvolle Myrto ihrem Jungen beigeprungen ist.«

Philippos rieb seinen Hinterkopf und lächelte mit hintergründigem Humor. »Sie hat aufs Regal gelangt und einen Henkelkrug auf meinem Kopf zerschlagen. Mir

schwanden kurz die Sinne. Gelegenheit für Myrto, sich mit den zwei Burschen aus dem Staub zu machen.«

Erastus war unverschämt genug, in dieser Situation die Fingerbewegung des Geldzählens zu machen. »Wissen, wo sie sich jetzt aufhält, müsste dir einige Goldstücke wert sein.«

»Elender Erpresser. Du würdest deine eigene Großmutter verkaufen.«

Erastus liebte es, schockierende Wahrheiten wie einen gefangenen Vogel plötzlich herauszulassen. »Es wird dich überraschen, mein lieber Philippos, dass die beiden im Haus des Obsthändlers Quartus untergeschlüpft sind. Und der gehört, wie ich aus erster Quelle unterrichtet bin, zu den Anführern der Christen.«

Der stämmige Philippos wankte hin und her, als würde er gleich wie ein angesägter Baum umfallen. »Das ist eine deiner Lügen. Dafür zerbrech ich dir sämtliche Knochen.«

Erastus krümmte seine schmale Gestalt nach hinten und wehrte mit beiden Armen ab. »Lass dich doch selbst überzeugen. Ich habe die Christen alle im Lagerraum von diesem Obsthändler verschwinden sehen.«

»Auch Myrto und den Jungen?«

Erastus nickte eifrig. »Wie schon gesagt, meine Augen und Ohren sind mein bestes Kapital.«

»Dann warte. Mindestens fünf Goldstücke zahl ich dir, wenn ich sie im Haus des Quartus antreffe.«

Die Geldgier ließ Erastus in diesem Augenblick beinahe lebensmüde werden. Kalt fuhr er den Schankwirt an: »Mindestens zehn legst du noch drauf; denn ich hab dir doch verraten, in welchem Haus sie sich aufhalten!«

Erastus erlebte, als Philippos mehr zu sich selbst als zu dem andern sagte: »Wo in einem Haus eine giftige Schlange herumkriecht, kommen die Leute erst zur Ruhe, wenn dieses Reptil nicht mehr lebt.«

»Deutlicher konntest du ja nicht mehr werden!«, sagte Erastus und bemühte sich, das Zittern in seiner Stimme zu verbergen.

Philippos spuckte vor Erastus aus. »In deinen Adern fließen Gift und Galle, wo bei anderen Blut fließt. Doch das schwöre ich dir bei allen Göttern, wenn Myrto und dem Jungen etwas geschieht, sind deine Stunden gezählt.« Dabei trat Philippos auf den zurückweichenden Erpresser zu. »Was sage ich *Stunden*, deine Minuten sind gezählt!«

Bevor der Koloss noch begreifen konnte, griff Erastus blitzschnell an seinen Gürtel, und in seiner rechten Hand blitzte ein Messer auf. Laut schreiend stach Erastus auf Philippos ein. Der Schankwirt drehte sich mit entsetzten Blicken im Kreis. Vor seinen Augen tanzten

rote Schleier. Mit seiner rechten Hand versuchte er, das herausquellende Blut nahe seinem Herzen zu stillen. Als Letztes sah er die teuflisch höhnischen Blicke des andern, dann stürzte er mit dem Gesicht nach vorn auf den Boden.

Erastus schaute sich um. Neben dem Eingang zur Schenke lag ein handgroßer Marmorbrocken. Schnell sprang er hinzu und drückte ihn in die krallige Hand des Schankwirtes. Dann schrie er aus Leibeskräften, schrie, was seine Lungen hergaben.

Schon kamen einige Männer aus den Nachbarhütten und rannten auf die Schenke zu. Zwei von ihnen hatten Fackeln angezündet. Betroffen blickten sie auf die Gestalt des Niedergestürzten.

»Er ist ein Christ! Er ist ein Christ!«

Drei der Männer traten drohend auf den schreienden Erastus zu. »Bei den Göttern, was redest du denn da? Du hast ihn aus Geldgier erschlagen!«

»Wollt ihr Beweise? Timaios und Myrto versammeln sich im Hause des Quartus. Sie sind Christen. Und der da?« Erastus zeigt auf den am Boden liegenden Schankwirt. »Er wusste zu gut, dass keiner mehr seinen Wein getrunken und sein Fleisch gegessen hätte, wenn sein Doppelleben herausgekommen wäre. Und ich habe ihn erwischt ...«

Die Umstehenden sahen sich betroffen und gleichermaßen ratlos an. »Und du kannst es beschwören, das von Myrto und Timaios?«

»Bei den Göttern, ja! Gerade heute Nacht kommen sie wieder im Schuppen des Obsthändlers Quartus zusammen!«

Eine Frau schlug die Hände vors Gesicht. »Quartus auch?«

Seine Selbstsicherheit zurückgewinnend, wiederholte Erastus im weinerlichen Ton jener Frau: »Quartus auch! Natürlich, seine ganze Sippe, besonders auch seine geschäftstüchtigen Söhne.«

Plötzlich sah Erastus, wie die Gestalt des Schankwirtes sich bewegte und wie er zu stöhnen begann. Er glaubte, das Blut in seinen Adern müsse gerinnen. »Er lebt noch! Er lebt!«

Zwei Männer knieten vor dem Schwerverletzten nieder. »Wir holen Hilfe, Philippos! Wir holen Hilfe.« Einer der Männer richtete sich auf und schaute Erastus mit durchdringendem Blick an. »Und wehe dir, du hast uns belogen!«

Erastus zitterte vor Angst und Ärger. Warum hatte er mit dem Messer nicht das Herz des anderen durchbohrt?

Kaltschnäuzig sagte er, wobei er in die Richtung des

Obsthändlers Quartus zeigte: »Durchstöbert nur dieses Nest und ihr werdet sie finden. Auch Myrto und Timaios!«

Während einige sich um den Verletzten bemühten und ihn in die Schenke trugen, brannten andere darauf, die Wahrheit zu erfahren. »Philippos ein Christ, einfach unmöglich!«

Währenddessen sprang Erastus von panischer Angst gehetzt durch die nächtlichen Gassen. Falls sie das Leben des Schankwirtes noch retten konnten, war sein eigenes aufs Höchste gefährdet! Es gab nur eine Möglichkeit: Sich in dem hohlen Felsbrocken zu verstecken, den er rein zufällig entdeckt hatte und den außer ihm selbst niemand kannte. Sollte Philippos aber wieder gesund werden und vor dem Richter auspacken, wie er seinen Sohn um dessen Glaubens willen bald totgeschlagen hatte, dann würde *ihm*, dem stets so listigen Erastus, ein Mordprozess an den Hals gehängt. Und den würde er im wahrsten Sinn des Wortes nicht überleben.

Erastus lief so schnell, dass ihm der Schweiß aus allen Poren drang. Nur einige Sekunden lang blitzte der Gedanke in ihm auf, dieser Christus könne doch leben und sich jetzt gegen ihn wenden. Die Gedanken abschüttelnd, lief er am Ufer des rauschenden Meeres

dahin. Am Horizont zeigte sich ein erster Lichtstreifen. Der Beginn eines neuen Tages. Erastus keuchte mit letzter Kraft seinem Versteck entgegen. Denn wenn sie ihn fänden, wären seine Tage wohl gezählt ...

VON HÄSCHERN GESCHNAPPT

Spürhunde im wahrsten Sinn des Wortes hatten Erastus in seinem Versteck aufgestöbert. Ob einer seiner zweifelhaften Bekannten den Verfolgern einen heißen Tipp gegeben hatte, blieb in jedem Fall nur Vermutung. Dazu war im Hafenviertel erneut eine Gruppe von Christen gefangen genommen worden. Mit ihnen gedachte der Richter Achaikus kurzen Prozess zu machen. Obwohl er sich gesellschaftlich zu den Reichen und Klugen der Stadt hielt, waren ihm die Christen stets einen Prozess wert. Hier versuchte er im Blick auf seine Niederlage, die er ja kürzlich im Widerstand durch zwei junge Christen erlitten hatte, vor sich selbst und den vornehmen Bürgern der Stadt seine Achtung zurückzugewinnen.

Einige Tagelöhner, aber auch zwei Männer aus der Zunft angesehener Handwerker aus Smyrna, hatte er durch angedrohte Folter dazu gebracht, dass sie ihrem Glauben abschworen und dem Kaiser den schuldigen Weihrauch nicht verwehrten. In den meisten Fällen ließ er weder Feuer noch Schwert ins Spiel bringen, vielmehr schien er die besseren Argumente gegen diese Sklavenreligion zu haben, die Christen von ihrem schändlichen Aberglauben zu trennen.

So gewann Achaikus nach und nach unter den angesehenen Bürgern von Smyrna seinen alten Ruf zurück. Feuer, Folter und Schwert wandte er allerdings unerbittlich nur gegen eine Halsstarrigkeit der Christen an: wenn sie lieber den Tod wählten, als ihren unsichtbaren Herrn zu verleugnen. Nun, dann sollten sie bekommen, was sie erwählten. Und es war kein leichter Tod, den die Standhaften zu erwarten hatten.

Im Geheimen aber musste Achaikus zugeben, dass es weniger die Klugheit seiner Beweisführung gegen die Christen war, als vielmehr die Schlagkraft der angedrohten und ausgeführten Folter. Er, als der bekannteste Richter der Hafenstadt Smyrna, hielt es im Allgemeinen unter seiner Würde, Prozesse zu leiten, die jeder zweitrangige Richter übernehmen konnte.

Anders verhielt es sich, wenn man irgendwo ein Christennest aufgestöbert oder einen einflussreichen Bürger des neuen Aberglaubens überführen konnte. Dann glich er einem Raubtier, das Blut geleckt hatte. Allerdings hielt er seine Prozesse nicht in dem Marmorbau des Hauptgerichtes ab, sondern wählte einen Saal, kahl und die Wände schon mit abgeblättertem Kalk und als einziges Möbel das wacklige Pult für den Schreiber. Er selbst liebte es, in den Prozessen vor den Christengruppen oder dem Einzelnen gestikulierend in glänzender Rhetorik

seine Überlegenheit herauszukehren. Darum strömten die Leute herbei, wenn ein Prozess gegen die Christen angesagt war. Auch manche Studenten der Rechte ergötzten sich an ihrem Vorbild und standen meistens in der ersten Reihe, vor sich nur das eingeschüchterte Häuflein Christen.

Auch an diesem Morgen füllte sich der Saal. Achaikus schien dieses Gedränge der Hereinströmenden kaum zu beachten. Wer aber konnte ahnen, wie sein Herz vor stolzer Freude klopfte. Er war doch einer der Größten seiner Stadt, vielleicht sogar der Größte.

Den vielen Gaffern schien sich an diesem Morgen ein besonderes Schauspiel anzukünden. Ein gejagter Straftäter und eine Gruppe Volksverführer! Wie würde der kluge Richter wohl urteilen? Vergleich man den Fang mit einem Netz voller Fische, dann waren alle Größen vertreten. Zwei Jungen von kaum zwölf Jahren, einige Burschen kaum fünf Jahre älter und zwei junge Frauen. Dazu Männer in den besten Jahren, wie man es in normalen Prozessen gewöhnt war.

Mit einer kurzen Handbewegung verwies der Richter die Truppe der Gefangenen an die Seite, damit er in seinem Käfig Raum genug für seinen Auftritt hatte. Mit einem gnädigen Nicken begrüßte er die Menge, dann wandte er sich auffordernd an den Schreiber.

»Erastus!«, kam dessen hohe Fistelstimme, die den ersten Gefangenen aufrief.

»Einen Schritt aus der Gruppe vortreten!«, befahl der Richter.

Mager wie eine Ratte mit verschlagenen Augen, in denen jetzt unverhohlene Angst flimmerte, trat er aus der Gruppe der Gefangenen heraus.

Erastus hatte sich in der knappen Woche, die ihm bis zu seiner endgültigen Verurteilung geblieben war, allerlei Gedanken gemacht. Gedanken, wie er sein Leben vor dem Schwert retten könne. Niemand aber gab ihm Gelegenheit, für sich selbst zu sprechen. Erastus knickte vor Angst in sich zusammen, als Achaikus den Namen des Schankwirtes Philippos aufrief.

»Bürger von Smyrna«,klärte Achaikus die versammelte Menge auf, »Erastus empfängt seine Strafe nicht als unbelehrbarer Christ, der sich gegen den Kaiser und die Götter stellt, sondern er empfängt sein Urteil wegen versuchten Mordes an dem Schankwirt Philippos. Die Unterstellung dieses Erastus, der Schankwirt gehöre auch zu den Christen, hat sich als eine bösertige Lüge erwiesen.«

Philippos, aus der ersten Reihe heraustretend, wandte sich an die lauschende Menge. »Der edle Richter Achaikus hat die Lüge dieses windigen Gesellen aufgedeckt

und mich zusätzlich noch von dem furchtbaren Verdacht befreit, ich hätte mich auch diesem abtrünnigen Haufen angeschlossen.«

Philippos riskierte einen Seitenblick zu den Gefangenen. Im Bruchteil dieser Sekunde sah Philippos die schreckgeweiteten Augen seiner Frau Myrto und die seines Sohnes Timaios.

Achaikus war dieser Blickwechsel zwischen dem Schankwirt und den beiden Gefangenen keineswegs entgangen. Er grinste überlegen und bedauernd zugleich. Dann hob er den rechten Arm in die Höhe. Er schaute zu Philippos, dann hinüber zu dessen Frau und zu Timaios. Seine Stimme erschien den Anwesenden wie kalter Marmor. »Wie hartnäckig sich um dieses Aberglaubens der Christen willen eine Familie selbst zerstört, soll euch im Beispiel Philippos vor Augen gestellt werden.«

Die Versammelten beugten sich vor Neugier und Spannung wie ein wogendes Weizenfeld nach vorn. »Philippos kann es beeden«, fuhr der Richter fort, »dass sowohl seine Frau Myrto als auch sein zwölfjähriger Sohn Timaios sich seit geraumer Zeit zu den Christen zählen.«

Philippos fühlte sich von dem Richter angesehen und gehorsam nickte er. Dann hob er seine rechte Hand, um seine Chance zu nutzen.

»Und ich schwöre es bei den Göttern, dass ich beide aus ihrem irren Wahn herausreißen werde. Dieser Saal mit dem edlen Richter Achaikus und die Götter sind meine Zeugen.«

Gemurmel setzte ein, wie Achaikus es erwartet hatte.

Währenddessen nährte Erastus die Hoffnung, Achaikus gehe jetzt nahtlos dazu über, die anwesenden Christen abzuurteilen. Weit gefehlt. Der Richter griff den abgelegten Faden, beziehungsweise den Namen Erastus wieder auf. Dieser wurde unter dem Urteil des Richters bleich wie eine gekalkte Wand. Zuvor aber deckte Achaikus eine zweite Schuld auf, die für sich allein gesehen eine schwere Strafe verlangte. »Dem Mordversuch an Philippos geht eine gemeine niedrige Erpressung voraus. Blanke Habgier und Verleumdungen reichten einander die Hand, um so dem Opfer sein sauer verdientes Geld aus dem Beutel zu ziehen.«

Erastus spürte an dem Geraune der Versammelten, wie geschickt der Richter sein Urteil vorbereitete. Feindselig fühlte Erastus sich von den Menschen angestarrt. Ohne nur ein Funken Mitleid in seiner Stimme, schnurrte der Richter seinen Urteilsspruch. »Es wird beschlossen, den Erastus, weil er mit all seinem Willen nur auf den Schaden seiner Mitmenschen ausgerichtet war, mit dem Schwert hinzurichten!«

Laut schreiend stürzte Erastus nach vorn und warf sich dem Richter zu Füßen. »Habt Erbarmen, edler Achaius, habt Erbarmen!« Er richtete seine Blicke nach oben und rang theatralisch seine Hände: »Gedenkt doch der mancherlei Dienste, die ich am Hafen für Euch und für den Kaiser getan habe.«

»Raffinierte Ratte!« Die Menschen wunderten sich, wie über das Gesicht des Richters ein unterdrücktes Schmunzeln glitt.

Erastus sah davon nichts. Mit gebeugtem Kopf schien er in diesem Augenblick schon den Schwertstreich zu erwarten.

ALS VERRÄTER ENTLARVT

»Nun soll er mich nicht undankbar nennen, dieser Bursche«, wandte sich Achaikus an die Menge. »Sein magerer Hals soll vom Schwert verschont bleiben. Jedoch werden ihm sieben Jahre Sklavenarbeit im Marmorbruch zugewiesen, weitab von der Stadt in einem engen, stau-bigen Seitental.«

Erastus hörte nur die zwei Worte: »sieben Jahre«. In seinem Inneren jubelte es. Der aufgeschobene und aufgehobene Tod! Hatte er nicht gelernt, an einer Stätte, wo man jeden Meter über harte Arbeit stolperte, seine Füße gesund und seine Hände schwielenfrei zu halten? Erastus kroch auf allen vieren aus seiner Sklavenhaltung von den Füßen des Richters weg und richtete sich langsam auf. Als schien ihm jemand zu raten, sich den Christen zuzuwenden, kehrte er sein Gesicht den Gefangenen zu, die Gesichter bleich, mit Augen starr wie Kiesel. Er fühlte sich von den Blicken aller durchdrungen. Es waren keine wütenden Blicke, vielmehr mit Trauer verhangen, als habe jeder von ihnen eine fassungslose Botschaft empfangen.

In der Tat, sie alle hatten den Richter mit seinem zynischen Satz begriffen: »Nun soll er mich nicht

undankbar nennen, dieser Bursche.« Dagegen war es für die versammelte Menge nur ein hingeworfener Satz ohne Bedeutung. Welchen Dank schuldete der angesehene Richter einem armen Hafenarbeiter? Allein Erastus wusste die Blicke zu deuten. Wegen seines Verrats standen die Christen vor ihrem Todesurteil.

Rasch wehrte er die Anklage »Was bist du doch für ein gemeiner Hund!« aus seiner inneren Grundhaltung ab. Eine Grundhaltung, mit der er bisher blendend ausgekommen war: *Du, Erastus, bist dir selbst der Nächste.* Außerdem, was sollten die Gewissensbisse? Hatte nicht jeder dieser religiösen Selbstmörder die Chance in der Hand, durch ein kleines Trankopfer für den Kaiser freien Fußes die Opferstätte zu verlassen?

Erastus hatte sich über die wichtigsten Punkte dieser christlichen Lehre informiert. Neben ihrem Geheimzeichen, dem Fisch, dessen griechische Buchstaben die Macht und Größe ihres Gottes aussagen sollten, bekannten sie, was jedem vernünftigen Gedanken zuwiderstand: Sie hätten eine lebendige Beziehung zu ihrem unsichtbaren Herrn. Das musste doch selbst einem sonst unbelehrbaren Geist einleuchten, dass man eine Beziehung nur zu einem Lebendigen haben kann. Dieses Bekenntnis der Christen war schon unglaublich. Sie verbreiteten mit Erfolg die Nachricht, der Hebräer-Gott

habe seinen Sohn Jesus von den Toten auferweckt. Dass man den Christen gegenüber seine eigene Bosheit auf die Spitze treiben konnte, der gegenüber sie mit Geduld und Wehrlosigkeit antworteten, hatte Erastus ermutigt, diese Leute ans Messer zu liefern.

Ihr Christus hatte ihnen befohlen, sich nicht allein in der Nächstenliebe zu üben, vielmehr waren sie auch angehalten, ihre Feinde zu lieben. Allerdings hatte Erastus sich gelegentlich Gedanken darüber gemacht, aus welcher Kraft sie nicht allein auf Rache verzichteten, sondern seine Bosheit mit Geduld und Liebe beantworteten. Wie war das möglich? Ging diese Kraft etwa von einem Zaubertrank aus, den sie in ihren versteckten Winkeln in Abständen als eine Art Gemeinschaftmahl miteinander tranken und – wie man sagte – Brocken trockenen Brotes dazu reichten?

Plötzlich erschrak Erastus. Offensichtlich wirkte dieser Zaubertrank nicht bei allen. Er sah in der Gruppe der zusammengedrängten Christen einen, aus dessen Augen unauslöschlicher Hass brannte. Es waren die Augen des zwölfjährigen Rufus. Seit die Sache mit Philippos im Hafenviertel durchgesickert war, wie ihn der windige Erastus erpresst hatte, war die nächste Folgerung beinahe zwingend. Hinter dem Spitzeldienst für die Römer stand kein anderer als Erastus. Durch den Wortwechsel

zwischen dem Richter Achaikus und Erastus hatten es selbst die Gutgläubigsten begriffen, worin die Dienste des Erastus für Achaikus und den römischen Kaiser bestanden hatten.

Erastus gelang es nur mit Mühe, sich von den Blicken des Jungen loszureißen. Und er hatte sich nicht getäuscht. Vor Rufus' innerem Auge stand die geliebte Gestalt seines Großvaters, wie er mit Mühe über den Rand seines Bootes herausgeklettert war, eingekesselt von vier römischen Soldaten. Ruhig hatte er sie angeschaut und gefragt, was denn sein Vergehen sei. Sie grinnten im Quartett und einer von ihnen sagte zynisch: Wenn es sich um einen Irrtum handelte, dann werde sich das bald herausstellen. Und dann des Großvaters Zeugnis, die letzten Worte, die Rufus von ihm gehört hatte. Den Römern beide Hände hinhaltend, hatte er gesagt: »Bindet meine Hände nur fest zusammen, denn mein Herz könnt ihr nicht binden. Es gehört meinem König, Jesus Christus.«

Doch Erastus erschrak nicht allein, auch Rufus spürte den Schrecken eiskalt in seinem Inneren emporsteigen. Auf sich selbst bezogen wirkte das Bekenntnis seines Großvaters »denn mein Herz könnt ihr nicht binden« in seinem eigenen Herzen wie ein Haufen verglühter Asche. Ohnmächtiger, aber gleichwohl verzehrender Hass gegenüber dem Verräter Erastus verdrängte das Bild

Jesu. Rufus spürte, wie zwei Mächte in seinem Herzen miteinander rangen. *Entweder verzichst du auf Rache und lässt die unheimliche Glut in deinem Herzen durch Christus löschen, oder du gibst dem nach, was wie eine giftige Pflanze in dir emporwächst: dem tödlichen Hass auf Erastus.*

Während Rufus den Hass wie einen stechenden Schmerz spürte, erschien ihm die Forderung Jesu, auf all die Bosheiten dieser hinterhältigen Hafenratte Erastus mit Nächstenliebe zu antworten, beinahe wie ein Hohn. Nein, das konnte Gott so nicht verlangen. In seine Augen traten Tränen der Wut.

Wie ein verkrümmter Baum aus dem steinigen Grund eines Abhanges wächst, sah Rufus verschleiert durch seine Tränen die verhasste Gestalt des Herumtreibers aus dem Hafenviertel. Die Worte von Nächstenliebe, von Verzicht auf Rache, die ihn besonders aus dem Mund seines Großvaters so imponiert hatten, zerflossen wie Nebel, den die Sonne auflöst. Doch nicht genug mit diesem Hass in seinem Herzen. Wie ein feuriger Pfeil traf ihn ein Gedanke und trieb ihm kalten Schweiß auf die Stirn. *Hast du dir nicht alles nur eingebildet? Du und deine erbärmliche Schar der Ausgestoßenen. Wo bleibt denn die Macht des Auferstandenen?*

Rufus erinnerte sich, wie ihn eine leichtfertig dreiste Frage eines jungen Christen empört hatte. Die Frage an

Quartus, warum denn dieser auferstandene Herr seine Gemeinde so im Stich lassen konnte. In die schweigende Verlegenheit der Versammelten hatte nach einiger Zeit die ruhige Stimme seines Großvaters geantwortet, man dürfe sich in der Anfechtung des Wortes trösten, das der Apostel Paulus den Gemeinden mitgegeben habe. Die Christusgemeinde müsse durch viele Trübsale ins Reich Gottes eingehen. Unter dem Getuschel der Versammelten hatte sich der junge Mann schüchtern in sich selbst verkrochen.

Bevor Rufus nach langem Grübeln auf seinem Lager eingeschlafen war, drehte es sich wie ein Mühlrad in seinem Kopf. Und wenn der Fragende recht gehabt hatte? Doch allein die Antwort seines Großvaters war ihm Kraft genug zu wissen, auf welche Seite er gehörte.

Nun war der Gedanke da, nicht allein als Anfechtung, sondern als eine handfeste Versuchung! Gewiss – sein Großvater hatte in seinem tapferen Einstehen für Christus das Wort des Apostels Paulus für sich selbst angenommen, der Weg der Glaubenden werde durch manche Trübsale gehen. Warum eigentlich? Es gab keinen ernsthaften Grund, die Christen als Feinde anzusehen, außer natürlich, dass sie dem Kaiser keine göttliche Ehre erwiesen und sich weigerten, vor dessen Bild ein Räucherstäbchen anzuzünden oder ihm ein Trankopfer

zu bringen. Um des kleinen Sätzchens willen: »Der Herr ist Christus!«, nahmen die Christen Leid, Verfolgung und Folter auf sich. Sie ließen sich behandeln wie Schafe und aufscheuchen wie Gänse. Auch in diesem Augenblick hatte Rufus dieses Empfinden.

Der mächtige Richter Achaikus klatschte in die Hände und befahl, die Christen für heute wegzubringen. Er wolle die Urteilsverkündung für alle Gefangenen noch einmal drei Tage verschieben. Zeit für jeden von ihnen, sich zu überlegen, ob sie hartnäckig bei ihrem Christus bleiben wollten oder sich durch ein angezündetes Stäbchen vor dem Bild des Kaisers ihrer Freiheit wieder ganz neu erfreuen zu können.

In einem düsteren, kalten Raum, direkt unter dem sogenannten Gerichtssaal, wurden die Gefangenen ihrer Handfesseln entledigt. Zwei Wächter mit rohen Gesichtern, im Gürtel ihres Lendenschurzes Sklavenpeitschen aus geflochtenem Leder, postierten sich vor den Eingang. Timaios bemerkte die lüsternen Blicke, mit denen einer der Wächter seine schöne schwarzhaarige Mutter anstarrte.

Dann aber geschah für Timaios und all die anderen ein Wunder. Anders konnte man es wohl kaum bezeichnen. Aus den übrigen Gefangenen wurden Timaios und seine Mutter Myrto ausgewählt und konnten das düstere

Gefängnis verlassen. Beide starrten sich ungläubig an. Myrto wandte sich den Mitgefangenen zu und machte eine hilflose Handbewegung. Sie konnte sich durchaus nicht denken, warum gerade sie und ihr Sohn dermaßen bevorzugt wurden. Oder war es überhaupt kein Vorzug? In das fragende Murmeln der Christen gab der Wärter nur die Auskunft: Achaikus wolle die beiden noch einmal sprechen.

Rufus blickte dem Freund mit fragenden Augen nach. Was hatte der Richter mit den beiden vor? Wollte er sie etwa begnadigen? Begnadigen, weil sich Philippos hartnäckig weigerte, nur von Ferne als Christ zu gelten, geschweige denn, sich zu Christus und den Christen zu bekennen?

Rufus war beinahe auf der rechten Spur, aber nur beinahe. Es war doch noch etwas anders.

EIN UNGEWÖHNLICHES ANGEBOT

Timaios hielt sich dicht an seine Mutter. Sie stiegen die Treppe hinauf, im doppelten Sinn dem Licht entgegen. An eine rau verputzte Säule angelehnt, stand Philippos und wartete. Sein Herz klopfte vor Freude, Spannung und einer gewissen Dankbarkeit dem Richter Achaikus gegenüber.

Nachdem die Gefangenen die Treppe hinab ins Kellergewölbe gestiegen waren, hatte Philippos allen Mut zusammengenommen und war auf den Richter zugeeilt. Er fiel zu dessen Füßen nieder und blieb regungslos liegen.

»Herr«, keuchte er, während Tränen über sein rotes Gesicht liefen. »Ich verspreche, meine Frau und den Jungen von ihrem verderblichen Aberglauben zu befreien. Wenn nicht mit überzeugenden Worten, dann wird meine Peitsche ihn austreiben. Lass sie mir für die drei Tage!«

Der Richter winkte gnädig, Philippos solle sich von seinen Knien erheben. »Es ist mir ein Versuch wert, sie deiner Obhut anzuvertrauen.« Er kniff seine Augen zu schmalen Schlitzen zusammen.

Trotz der zusammengekniffenen Augen erschrak Philippos vor der Kälte dieses Blickes. Selbst der schmale Mund des Richters, zu einem gnädigen Lächeln verzogen, vermochte in Philippos keinen Funken Vertrauen herauszuschlagen. Deshalb wählte er den Weg hündischer Unterwerfung vor dem Richter.

»Danke, o Herr, danke, o guter Herr. Ich werde dich nicht enttäuschen.«

Wie ein Tier zum Sprung bereit, lehnte er nun an der Säule.

Zuerst tauchte die Gestalt des Wärters auf. Daneben zierlich die Gestalt seiner Frau und neben ihr Timaios, sein Sohn Timaios. In den nächsten Sekunden gab es nur ein glückliches Menschenknäuel. Selbst über das gefurchte Gesicht des Wärters kullerten die Tränen. Wie zärtlich dieser Bär seine rechte Pranke um die Schultern der Frau legte und mit der linken glücklich im dunklen Schopf seines Sohnes wühlte. »Den Göttern sei Dank, den Göttern sei Dank!«, flüsterte Philippos, doch laut genug, dass Achaikus ihn hören konnte.

Der Richter tastete die schöne Gestalt der jungen Frau mit versteckt lüsternen Blicken ab. Sein Gesicht blieb beherrscht, aber Philippos wäre alle Freude verfliegen, hätte er in diesem Augenblick des Richters Gedanken lesen können. Sollte es dem Schankwirt nicht

gelingen, die beiden aus dem Netz ihres Aberglaubens zu lösen, dann ... Achaikus ließ seinen schweifenden, ausschweifenden Gedanken einen weiten Raum. Wie zufällig trafen sich seine Blicke mit denen der jungen Frau. Sie erschrak vor solch einer unbeherrschten Begehrlichkeit und schmiegte sich schutzsuchend an ihren Mann.

Als die drei einige Zeit später durch die engen Gassen nahe des Hafens über den grob gepflasterten Fischmarkt liefen, wurde Timaios von einer unbeschreiblichen Freude erfasst. Es war nicht weniger als ein Wunder, das Christus ihnen in seiner Gnade gewährt hatte. Timaios erinnerte sich an einen Satz, den Nearchos gelegentlich seinem Enkel Rufus und ihm nahezu beschwörend gesagt hatte: Es gehöre zur Macht Gottes, der Menschen Herzen zu leiten wie Wasserbäche. War dieses Wunder nicht an dem harten Richter Achaikus geschehen? Allerdings wunderte sich Timaios, dass sich sein Vater schweigend und mit verschlossenem Gesicht eine Gasse durch das drängende Volk bahnte und keinen Blick auf die schreienden Händler warf. Oft für alle sichtbar auf ihren Verkaufsständen postiert, priesen sie ihre Ware als die beste und frischeste an.

Ein Sklave mit den Muskeln eines Arenakämpfers brüllte die Menschen zur Seite, um mit der Sänfte eines

vornehmen Bürgers dem Knoblauch und anderen Gerüchen so schnell wie möglich zu entkommen.

Auch Myrto wunderte sich, ähnlich wie ihr Sohn Timaios, dass ihr Mann sturen Blickes, die Arme angewinkelt, aus dem Gewühl der Menge drängte. Seit er sich mit einer Sklavengebärde bei dem Richter bedankt hatte, schien seine Zunge festzukleben. Myrto riss ihn entschlossen zu sich herum und ihre dunklen Blicke zwangen ihn, sie anzusehen und sein seltsames Verhalten zu erklären.

»Merkst du denn nicht, dass der Junge bald umkippt? Fürchtest du, der harte Richter könne unsere Freilassung bereuen und uns zurück in den Kerker bringen lassen?«

»Wie könntest du ahnen, was ich wirklich fürchte«, antwortete er mit heiserer Stimme. Dabei blickte er an ihr und Timaios vorbei.

Auf einem mit Trauben, Aprikosen, Pfirsichen und Feigen beladenen Wagen stand ein Mann und schlug mit hochrotem Gesicht auf seine Pferde ein. Um den Wagen drängte eine Traube zerlumpter Straßenkinder, die trotz drohender Peitsche und wilder Flüche etwas von den Früchten zu erwischen suchten. Myrto glaubte im nächsten Augenblick, die Peitsche des wütenden Fuhrmanns brenne auf ihrer nackten Haut. Wie der

Blitz eine Finsternis erhellt, erschreckte sie ein furchtbarer Gedanke, und zwar mit einer unumstößlichen Gewissheit. Dieser eiskalte Marmorblock von einem Richter kannte weder das Wort Mitleid, geschweige denn nur die kleinste Regung in seinem erstarrten Herzen. Darum auch das unnatürliche Verhalten ihres Mannes Philippos. Ob ihr Mann den Richter angefleht hatte oder ob dieser selbst auf den Gedanken gekommen war? Fest stand, dass sie nur um einen Preis ihre Freiheit gewannen. Achaikus hatte ihnen drei Tage Galgenfrist gegeben, um Christus und dem Glauben an ihn abzuschwören. Nur ein Räucherstäbchen am Altar angezündet oder ein Trankopfer dem Cäsar, und alles Leid wäre zu Ende.

Timaios schien von dem allen nichts zu ahnen.

Als der schräg liegende Weinberg und das darunter geduckte Dach der Schenke sichtbar wurden, jauchzte Timaios laut heraus und riss sich von der Hand seiner Mutter los. Bitter lächelnd sah Myrto ihren Mann von der Seite an und bemerkte: »Wie das Freudengebrüll eines Löwen, der aus einem engen Käfig in die Freiheit springt und nicht weiß ...«

»Was nicht weiß?«, fragte Philippos mit gezähmter Beherrschung und umspannte brutal ihr Handgelenk.

Sie sah ihn empört an. »Du tust mir weh!«

Seine Augen sprühten unheimlich und seine niedrige Stirn verengte sich durch zwei scharfe Falten. »Es wird ganz an dir und dem Jungen liegen, ob die Schmerzen erst richtig beginnen.«

»Also doch«, seufzte Myrto.

Philippos wusste, wie genau sie ihn und wie genau er sie verstanden hatte. Beide standen voreinander. Philippos wich ihrem fragenden Blick aus.

»Was hast du ihm denn versprechen müssen, dem unerbittlichen Richter?«

Sie sah, wie ihr Mann zögerte zu antworten. Sie hielt ihm ihre kleine Hand auf den Mund. »Ist nicht nötig, dass du mir antwortest.«

»Ich hatte keine andere Wahl, um euch aus dem Loch herauszuholen«, brummte er beleidigt.

»Und wir haben auch keine Wahl, ohne den geforderten Preis in der Freiheit bleiben zu können.«

Er kratzte seine Stirn, dann grinste er erleuchtet. »Falsch geraten, mein kluges Täubchen. Es kommt entscheidend auf eure Wahl an, endgültig und im doppelten Sinn eure Bande zu zerreißen!« Er strahlte seine Frau an. Hatte er doch gut gesagt, und es war ihm sogar gelungen, das heiße Eisen ohne jegliche Drohung ins Gespräch zu bringen.

Seine Brauen zogen sich finster zusammen, als sie erneut das Wörtchen Wahl umschrieb.

»Hat der weise Richter denn nicht bedacht, dass wir bereits gewählt haben? Oder soll ich es in der Sprache unseres Glaubens sagen, dass wir durch Jesus Christus schon erwählt sind?«

»Komm!« Heftig fasste er sie am Arm und stieß sie buchstäblich auf die Schenke zu.

Lachend sprang Timaios den beiden entgegen. Doch plötzlich erstarrte sein Gesicht zu einer Maske. Er sah den Zorn in den Augen seines Vaters und Tränen, die über das Gesicht seiner Mutter perlen.

VERGEBLICHE ÜBERREDUNGSKUNST

In dieser Nacht ging die trübe Funzel in der Schenke nicht aus. Es lag nicht wie üblich an den Nachtschwärmern, die vom Hafen herauf den mehr oder weniger guten Wein schlürften. Seit es sich herumgesprochen hatte, Myrto und ihr Sohn Timaios bekannten sich als Christen, blieben die sogenannten Stammkunden abwartend.

Um seinen Sohn zunächst zu verschonen, hatte Philippos seiner Frau vorgeschlagen, mit ihr allein die ganze leidige Sache zu besprechen. Sie aber schüttelte den Kopf. »Er weiß wohl, für wen er sich entschieden hat, auch wenn er noch ein Knabe ist.«

»Wie du meinst.« Beschwörend gab Philippos weiter, was er sozusagen aus sicherster Quelle erfahren hatte. Dass sich durch den Cäsar Antonius Pius die Lage für die Christen im ganzen Römischen Reich verschärft habe. Wohl hatte er nicht, wie später die Geschichtsschreiber berichteten, das Format seines Nachfolgers Mark Aurel, den man um seiner Weisheit willen *Antonius philosophus* nannte. Obwohl sich dessen Friedfertigkeit wohlthuend gegen andere Cäsaren abhob, ließ auch er die Christen verfolgen.

Sein Ziel war, die Staatsreligion zu erhalten, deshalb erließ er ein Edikt gegen die Christen. Nicht allein gegen die Christen, sondern gegen jede Gruppe, ob religiös oder politisch gefärbt, durch die es zu Volkstumulten kam.

Dagegen bezichtigte Antonius Pius die Christen, ihnen ständen Kräfte zur Verfügung, Leid und Unglück über ein Land zu bringen, sei es durch Hungersnöte, Überschwemmungen, Erdbeben, Feuersbrünste und wozu sie sonst noch fähig waren, sich durch Zauberei die Naturgewalten gefügig zu machen.

Erwartungsvoll saß Timaios zwischen seinen Eltern. Er hatte sich über das Getuschel der beiden gewundert. Auch darüber, dass seine Mutter unter Seufzen eine Mahlzeit zubereitet und sie, wie man Tieren etwas zuschiebt, auf den Tisch geschoben hatte. Was war nur los mit ihr? Wie sollte Christus ihnen sonst noch seine Barmherzigkeit erweisen, wenn nicht durch die Herzensverwandlung des harten Richters Achaius? Schüchtern drängte er sich an seine Mutter heran. »Haben wir nicht allen Grund, unserem Herrn Jesus Christus zu danken?«

»Wofür danken, Junge?«, fragte Philippos scheinheilig. Bevor seine Frau dem Jungen beistehen und beruhigend antworten konnte, fuhr Philippos hart dazwischen. »Nun Schluss mit dem Theater. Dass ihr freigekommen

seid, habt ihr nicht eurem Christus zu verdanken! Ich habe den Richter für euch gebeten!«

Myrto sah den entsetzten Blick ihres Jungen. Mit einem Mal schien er zu schalten.

»Er möchte, dass wir unsern Herrn verleugnen«, sagte Timaios.

Myrto sah ihren Jungen erstaunt an. In einem kurzen Wort hatte der Junge den ganzen Verlust einer Glaubensverleugnung aufgedeckt. Während ihr Mann wie eine Schlange geflüstert hatte, sie sollten ihrem Glauben absagen, nannte Timaios den Preis. Den Herrn verleugnen! Wie die aufgehende Sonne die ersten Bergspitzen vergoldet, stand das Wort des Apostels Petrus vor ihr. »*Herr, wohin sollen wir gehen?*« Wörtlich übersetzt hieße das, so hatte ein Bruder es ihnen ausgelegt: »Herr, zu wem sollen wir gehen?« Was war der Glaube wert, wenn man ihnen den Herrn nehmen wollte?

Philippos schoss einen giftigen Blick auf seinen Sohn ab. Er schien den Unterschied zwischen dem reinen Begriff Glauben und an wen jemand glaubt als den Stein im Getriebe einer feinen Mühle zu erkennen. Solch ein Stein konnte die feinsten Zacken zerbrechen und das ganze Getriebe zerstören. Ging etwa für die Christen solch ein Bann von dem Namen ihres Christus aus?

Timaios blickte seinen Vater an.

Der Mann wich den klaren fragenden Blicken seines Sohnes aus. Gut, dass ihm der Junge einen Einstieg, besser noch eine Überleitung gegeben hatte.

Philippos wiederholte den Satz seines Sohnes, wobei die Ironie in seiner Stimme nicht zu überhören war:

»Er möchte, dass wir unsern Herrn verleugnen! Hast du Nerven, mein Junge. Er möchte nicht, sondern er will es! Woher habt ihr nur den Mut, euch solchem Wollen zu widersetzen?«

Die harte Stimme und seine blitzenden Augen verfehlten die beabsichtigte Wirkung nicht. Mutter und Sohn saßen wie erstarrt. So wagte Philippos einen Vorstoß und ließ seine Stimme beträchtlich anschwellen. »Und ich will es auch! – Ich will es auch! Habt ihr mich verstanden?«

»Du brüllst ja laut genug«, sagte Myrto nüchtern.

»Mir scheint, ihr fanatischen Christen seid durch sanfte Töne auch nicht mehr aufzurütteln«, schoss Philippos wütend zurück.

»Wenn man wie Schlachtvieh zusammengetrieben wird, dann ist man wach geworden, hellwach sogar.«

Philippos blickte schräg an die Wand, wo seine bewährten Lederriemen hingen. Er dachte an sein Versprechen dem Richter gegenüber. *Wenn nicht mit überzeugenden Worten, dann wird meine Peitsche ihn austreiben.*

An den Blicken seiner Frau erkannte er, weder das eine noch das andere helfen würde. Auch Timaios sah nicht so aus, als würde ein weich gegerbtes Fell die Starre seines Herzens verändern können.

»Übermorgen werden zwei Prätorianer hier auftauchen. Und Achaikus hat ein blendendes Gedächtnis. Sie werden pünktlich kommen wie die Feigen zur Zeit der Ernte.« Philippos versuchte alle Drohung aus seiner Stimme zu nehmen. »An euch beiden wird es liegen, ob sie euch in ihre Mitte nehmen und ... Mehr ausmalen brauche ich wohl nicht!«

»Was uns auch erwartet«, sagte Timaios tapfer, »unser Herr wird uns die nötige Kraft geben!« Anstatt durch die bedenkliche Drohung einzulenken – wie der Schankwirt gedacht hatte – drängte sich Myrto an ihren Sohn und zog ihn fest an sich.

Philippos schwollen die Stirnadern an. An dieser sichtbaren Grenze seiner Beherrschung hatten Myrto und Timaios stets nachgegeben. Wenn er zusätzlich noch wie ein Stier brüllte, behielt nur einer recht: Philippos, der Hausherr. Verwundert schüttelte er seinen Kopf. Was für einen Starrsinn vermochte doch dieser unsichtbare Jesus seinen Anhängern zu vermitteln. Voll ohnmächtiger Wut, gemischt mit abergläubischer Furcht fegte Philippos die drei Trinkbecher von der Tischplatte. »Ihr Narren, ihr

zwei blutigen Narren!«, wettete er los. »Womit hat euch Nearchos oder der Obsthändler Quartus nur verhext? Wehe dem Tag, wo du den neuen Freund angeschleppt hast«, wandte Philippos sich an Timaios. Er zog mit seiner rechten Hand einen Rundbogen. »Schaut euch nur um. Die leeren Tische, die Räume, in denen Lachen und Freude die Abende und Nächte ausfüllte. Ist das alles umsonst? Mein Schweiß, meine Mühe!« Philippos kulterten zwei Tränen aus den Augen, hervorgepresst durch Zorn und Selbstmitleid. Immerhin, die beiden schienen beeindruckt. Philippos erkannte, mit Zorn, Gebrüll oder gar mit der Peitsche war jetzt nichts auszurichten. Er dachte an den Richters Achaikus. Warum sollte er nicht dessen Weg wählen und den beiden noch ein wenig Zeit geben?

Hilflos wie einstudiert zuckte er mit den Schultern und seufzte kapitulierend.

»Morgen um die Zeit will ich eure Antwort und Entscheidung!« Über sein Gesicht glitt ein überlegenes Grinsen. »Damit ihr beide nicht zu weich liegt und eure Entscheidung verschlaft, könnt ihr die Nacht bei den Weinkrügen verbringen.« Langsam durchquerte er den Raum und holte hinter einem ausgehöhlten Balken eine Peitsche hervor. Sie war aus festem Seil geknüpft, durchzogen von harten gebleichten Knochenstücken.

Timaios drängte sich an seine Mutter. »Keine Sorge! Noch schlage ich nicht zu.« Er nahm die rußende Ölfunzel und durchquerte die Schenke. Vor der Falltür, die in den Weinkeller führte, blieb er stehen und bückte sich. Er ergriff den geschmiedeten Eisenring und riss die Tür auf.

»Willst du uns wirklich ...?«, fragte Myrto und blickte ihren Mann ungläubig an.

»Ich will nicht. Ich muss es tun. Ihr sollt darüber nachdenken, welche Zukunft euch erwartet, wenn sich die Kerkertüren für immer hinter euch schließen. Die Ketten an Händen und Füßen kommen noch als Zugabe.«

Timaios stieg als Erster die drei morschen Stufen hinunter. Philippos leuchtete ihm mit seiner Funzel nach. »Reich mir einen Krug Wein herauf, und zwar vom allerbesten!«, forderte der Mann. »Solch eine Sturheit hält nur einer aus, wenn er sich besäuft.«

Bevor er seine Frau dem Jungen folgen ließ, nahm er sie noch einmal hart am Arm. »Bist *du* wenigstens bereit, den wahnwitzigen Aberglauben zu widerrufen und deine Haut zu retten?«

Sie schüttelte stumm den Kopf.

»Dann ist euch nicht zu helfen.«

Er stieß sie förmlich in das dunkle Loch hinunter.

»Besauft euch, wenn ihr wollt. Vielleicht werdet ihr auf diese Weise nüchtern!« Mit einem Fluch knallte er den

Deckel zwischen die morsche Einfassung und übergab die beiden einer absoluten Finsternis. Sie hörten über sich, wie der erboste Mann eine schwere Truhe über die Falltür zog. Timaios tastete in der Dunkelheit nach seiner Mutter und ließ sich weinend in ihre geöffneten Arme fallen.

DER VERZWEIFLUNG NAHE

Währenddessen saß Philippos auf der leeren Bank, vor sich den gefüllten Krug mit Wein. Er wolle den beiden, so hatte Philippos dem Richter fast mit erhobenem Schwurfinger versprochen, notfalls ihren Glauben mit der Peitsche herausschlagen. Leichter gesagt als getan! So stocknüchtern auf zwei Menschen einzuschlagen, die man doch immerhin geliebt hatte, oder ehrlicher, die man trotz allem noch liebte, musste einen doch in einen Wolf verwandeln!

Während sich Philippos in immer kürzeren Abständen den Becher füllte, überkam ihn eine wohltuende Müdigkeit. Vor allem aber eine andere Gemütsverfassung. Er sah den Richter in seiner leuchtend weißen Toga vor sich, hinter der sich solch ein dunkles Herz verbarg. Philippos goss nach und der Wein tat seine Wirkung. Mit schwerer Zunge begann Philippos mit sich selbst zu sprechen. »Von diesem Christus, den sie verehren, muss eine Zauberkraft ausgehen. Wenn ich meine Myrto und den Jungen diesem Achaikus, diesem Windhund, gegenüberstelle«, er schwenkte den bedenklich leer gewordenen Krug, »dann kann einem dieser Christus unheimlich werden. Ihm gegenüber scheint es nur zwei Möglichkeiten zu geben:

Entweder ihn mit ganzer Seele und allen Kräften zu has-
sen, oder umgekehrt, ihn auf die gleiche Weise von gan-
zem Herzen zu lieben.«

Seiner Zunge schon nicht mehr mächtig tippte er sich
auf seine Brust. »Und mir? Was bedeutet er mir? Da wäre
dann doch noch ein dritter Weg. Wenn er einem gleich-
gültig ist, vollkommen gleichgültig.«

Seine Hand zitterte, als er den Rest Wein teils in den
Becher, teils auf die Tischplatte goss. Als hätte ihm
jemand widersprochen, donnerte er mit der Faust auf
den Tisch. »Nein, gleichgültig ist er mir nicht! Er regt
mich auf! Wie kalt haben mich die römischen und grie-
chischen Götter gelassen. Die sind weit weg. Weit weg
wie ferne Verwandte, denen man höchstens alle paar
Jahre begegnet.«

Philippos versuchte zu begründen, warum ihn dieser
Jesus nicht gleichgültig ließ, aber eine Art roter Schleier
in seinen Gedanken warf alles durcheinander. Mit gla-
sigen Augen schaute er auf. »Was soll denn diese blöde
Kiste da mitten im Saal? Unordnung, lieber Philippos, ist
dir schon immer an die Nerven gegangen. Morgen früh
schiebst du die Kiste weg!« Philippos merkte schon nicht
mehr, wie er mit seinem Kopf auf die Tischplatte knallte.

Währenddessen hockten eng aneinander geschmiegt
Timaios und seine Mutter Myrto in der Finsternis

zusammen. In Abständen raschelte es hinter den Regalen. »Ratten!«, sagte Timaios. Myrto nickte ihrem Jungen zu, erkannte aber im gleichen Augenblick, dass er es ja nicht sehen konnte. Ob ihr Junge ahnte, wie Wellen der Anfechtung eine innerliche Finsternis in ihr formten, wie sie sie rein äußerlich in diesem Loch erleiden mussten? Der Junge ahnte es nicht nur, er wurde von seinen Fragen und Zweifeln sogar überschüttet.

Wenn sie nächtlich im versteckten Lagerschuppen bei Quartus über ihren Glauben gesprochen hatten, geborgen in einem Kreis Gleichgesinnter, war es ihm nicht schwer gewesen, an den gegenwärtigen Herrn zu glauben. Nearchos mit seinen einfachen, aber starken Gebeten vermittelte allen Anwesenden, dass Christus segnend in ihrer Mitte sei. Timaios fühlte die zarten Hände seiner Mutter, wie sie über sein Gesicht glitten.

»Mein Junge, du weinst ja!«, rief sie erschrocken.

Timaios schluchzte laut heraus. »O Mama, bei Quartus und den andern war Christus allen so nahe.« Er schluckte, als brauche er Zeit, das Ungeheuerliche auszusprechen. »Nun habe ich so große Angst, dass er uns verlassen hat.«

Also du auch, dachte die Frau, und beinahe hätte sie es ausgesprochen. Allein – wie ein zugeworfenes

Rettungsseil klammerte sie sich in ihrer Anfechtung an das Bekenntnis eines ergrauten Bruders.

Zuerst hatte sie seinen Satz nicht begriffen, wie offensichtlich einige andere auch nicht: »Unser Glaube hat zwei Seiten wie eine Münze. Verhängnis auf der einen Seite, Hoffnung und Gewissheit auf der anderen.«

Er möge dieses rätselhafte Wort erklären, hatte Nearchos den Alten aufgefordert.

»Es ist eine Art Verhängnis, dass wir unseren Glauben keinem erklären können, wie man sonst menschliche Weisheit erklären kann. So werden wir immer missverstanden bleiben, wobei Christus für die anderen nicht neutral bleibt, sondern ihren Hass herausfordert.«

»Gut«, hatte Nearchos unterbrochen, »das haben wir verstanden.«

»Und das andere ist ein Stück von Gottes unbeschreiblicher Herrlichkeit. Christ werden und Christ sein ist keine Eigenschaft. Es ist der Ruf des Auferstandenen aus seiner ewigen Welt in unsere hinein. Wer diesen Ruf hört, über dem steht das Wort Jesu: *Nicht ihr habt mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt!*«

Angesichts der drohenden Lage, die sich gegenüber den Christen von Kaiser und Reich abzeichnete, hatte der Mann mit klarer Gewissheit bezeugt: »Das, liebe Glaubensgeschwister, möchte ich allen zurufen. Wenn Leid,

Schwert, Folter und Feuer unsere sterblichen Leiber bedrohen wollen, dann sind und bleiben wir in der Hand Christi geborgen. Auch wenn wir nichts von seiner Nähe und Gegenwart spüren. Felsen unseres Glaubens bleiben sein Wort und seine Verheißungen. ›Und niemand‹, so verspricht uns der Sohn Gottes, ›wird sie aus meiner Hand reißen.«

Anstatt ihrem Jungen mit ihren eigenen Anfechtungen seine Angst zu bestätigen, wiederholte sie mit fester Stimme das Dennoch ihres Glaubens: »Und niemand wird sie aus meiner Hand reißen.«

Timaios wischte im Dunkel seine Tränen weg und drückte seine Mutter. »So könnte mich jetzt auch niemand aus deinen Armen reißen. Hast du es so gemeint, Mama?«

Sie schmunzelte kurz. »Auf unsere jetzige Lage bezogen eigentlich nicht, aber du hast recht. Es ist so! Wir bleiben im Leben und Sterben sein Eigentum!«

Timaios atmete tief und befreit durch. »Dann werden wir stark bleiben, wenn uns Achaikus zum Abfall zwingen will. Oder, Mama?«

Sie hörte seinen angstvollen Ton heraus. »Unser Herr wird uns durch alle Not hindurchtragen, aber ...« Sie brach ab.

»Was aber, Mama?«

»Aber zuerst haben wir es mit Papa zu tun. Er hat es dem Richter versprochen, uns mit allen Mitteln von Christus lösen zu wollen!«

»Mit allen Mitteln«, wiederholte Timaios. Die Frau spürte, wie die schwächliche Gestalt in ihren Armen zitterte. »Auch mit der Peitsche, die mit den spitzen Knochenstücken.«

Myrto antwortete nicht. Unheimlich still war es in dem dunklen Verlies.

»Wenn nur diese böse Finsternis nicht wäre«, seufzte Timaios. »Ob es schon Tag geworden ist?«

»Ich denke schon, Junge, denn du hast doch ganz schön lange geschlafen.«

»Geschlafen, Mama?«

Beide lauschten nach oben.

PHILIPPOS DREHT DURCH

Endlich ein Geräusch. Sie hörten über sich ein Scharren und Schieben.

Philippos, der aus seinem Rausch erwacht war, brauchte einige Zeit, um die Situation zu erkennen. Hell flossen Streifen der aufgehenden Sonne in den Raum. Philippos sah die schwere Kiste. Augenblicklich schaltete er. »Myrto und Timaios!« Beide hatte er in das dunkle Loch gesteckt. Und warum? Nur wegen dieses unmenschlichen Richters. Philippos rückte und schob an der Truhe, bis sich das Quadrat aus der geölten Holzdiele abzeichnete. Er bückte sich und riss die Tür auf.

Die beiden Gefangenen schrakten heftig zusammen. »Raufsteigen, beide!« Grollender als gewollt dröhnte ihnen seine Stimme an die Ohren.

Timaios kletterte als Erster nach oben. Drohend lag die Peitsche mit ihren sieben geflochtenen Riemen am Ende des langen Tisches.

Philippos sah die Augen seines Jungen weit aufgerissen auf die Peitsche starren. Er lief rot an. Er schämte sich, während die beiden dachten, er röte sich vor einem seiner üblichen Zornausbrüche.

Doch sie hatten sich geirrt. Freundlich brummend, wie

sie ihn kannten, wenn er gut gelaunt war, stellte er einen Krug Wein verdünnt mit Wasser vor die beiden hin. Dazu zwei Becher und für jeden einen Fladen hellen Brotes.

Myrto und ihr Sohn sahen einander ungläubig fragend an. Warum war der Mann wie umgewandelt? Hatte er sich vorgenommen, auf die Peitsche zu verzichten? Aber er würde wohl niemals darauf verzichten, den Befehl des Richters auszuführen. Nur zögernd griffen sie nach dem Brot. Myrto goss ihrem Sohn den Becher voll. Ihre Blicke trafen sich mit denen ihres Mannes. »Soll ich auch für dich einen Becher füllen?«

Er nickte.

Sie rutschte von der Bank und nahm einen Becher vom Regal.

Philippos goss sich selbst ein. Unter halb geschlossenen Augenlidern sah er, wie beide ihn beobachteten. Dass er irgendwie das leidige Thema ansprechen sollte, stand außer Frage. Über sein Gesicht glitt es wie eine Erleuchtung. Weder Achaikus noch irgendein anderer Mensch hatte ihnen die Suppe eingebrockt, einzig und allein dieser Jesus. Mit welcher Macht er sie auch immer unterworfen hatte, heute noch mussten sie sich seinen Händen entwinden oder ...

Philippos sparte es sich, dieses Oder auszumalen. Es schien ihm ein Geschenk der Götter, auf einem zunächst

unverdächtigen Weg sein Ziel anzuvisieren. Er sprach von den Juden, die sich sozusagen als fremde Religion schon seit Jahrzehnten in Smyrna eingenistet hatten. Sie hätten mit den Christen gemeinsam, dass sie weder die griechischen noch die römischen Götter verehrten. Durch eine Abmachung mit Rom seien sie aber von allem Götterdienst, ja sogar vom Kaiserkult befreit. Philippos machte die Bewegung des Geldzählens. »Ob sie sich freigekauft haben, man weiß es nicht genau, aber so wird gemunkelt.«

Myrto und Timaios sahen sich ratlos an. Sie begriffen nicht, warum Philippos den Weg über die Juden wählte. Sie sollten es aber im nächsten Augenblick erfahren.

»Wenn es euer Christus schon nicht duldet, tolerant und großzügig – wie unsere Götter – die Verehrung seines Namens mit anderen zu teilen, so schließt euch doch den Juden an!« Philippos sah die Abwehr in den Augen der beiden. »Nehmt doch Vernunft an! Auf diese Weise könnt ihr selbst dem klugen Achaikus ein Schnippchen schlagen.«

Mutter und Sohn wechselten kurze Blicke. Das Gesicht des Mannes lief rot an. Ungeachtet dieser bekannten Verbote seines Jähzorns schüttelten beide ihre Köpfe. »Der Preis ist uns zu hoch!«

»Der Preis ist uns zu hoch!«, wiederholte Philippos mit vor Zorn überschnappender Stimme. »Welchen Preis

bezahlt er denn? Er, der seine Anhänger weder schützen noch bewahren kann! Wer hat euch nur so mit Fanatismus geblendet? Reißt er nicht Familien auseinander, zerstört Ehen, entzweit, was glücklich zusammengehörte?»

»Er hat uns durch sein Blut von unserer Schuld befreit und teuer erkauft«, antwortete Myrto. Zugleich erschrakten beide vor dem Wetterleuchten in Philippos' Augen. Timaios duckte sich auf seiner Bank zusammen. Er sah, wie die Pranke seines Vaters nach links ans Tischende tastete und den kurzen, festen Stiel der Peitsche ergriff.

»Das habe ich dem Richter gewissermaßen schwören müssen, euch entweder diesen verhängnisvollen Irrtum auszureden oder aus euch herauszuschlagen.« Bevor Myrto noch antworten konnte, kam die tapfere Stimme ihres Sohnes. »Es wird dir weder durch das eine noch durch das andere gelingen!«

»Schlangensohn!«, zischte der Schankwirt. »Bist du auch so verrückt?«, glühten seine Blicke die Frau an.

»Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen!« Er sah ihre entschlossenen Augen, dieses Gesicht voller Widerstand wie die Härte eines Kieselsteins.

Seiner Beherrschung nicht mehr mächtig, schlug der Mann zu.

Wie geduldige Schafe ließen sie diese brutale Zucht über sich ergehen. Philippos tobte vor Zorn.

Endlich, als Timaios mit blutendem Kopf der Mutter in die Arme sank, schrie die Frau auf und riss dem Blindwütigen die Peitsche aus der Hand. »Du schlägst ihn ja tot. Du schlägst dein eigen Fleisch und Blut tot!«

Ihr schrilles Schreien riss den Mann in die Wirklichkeit zurück. Er schleuderte die Peitsche in eine Ecke. »Genug, ja genug! Noch heute lass ich euch abholen!« Sein Gesicht spiegelte abergläubische Furcht wider. »Wenn alle so widerspenstig, so hart und fanatisch sind, denn wehe unseren Göttern.« Er massierte seine Stirn. Als spräche er zu sich selbst, obwohl seine Stimme durch den Raum dröhnte, fuhr er fort: »Nun verstehe ich den Richter. Was ihr Christen als Wahrheit verkauft, ist wie eine Wurzel eines fremden Baumes, der allen anderen das Wasser abgräbt!«

Philippos bemerkte in den Augen seiner Frau, wie sie seltsam aufleuchteten. »O nein, mein Täubchen, ich kenne deine Gedanken. Niemals werde ich mich vor eurem Christus beugen ...«

Er schien eine angemessene Begründung zu suchen.

»Ja, niemals. Eher bin ich bereit, weder eine Frau noch einen Sohn zu haben!«

Die Worte erschienen den beiden, als falle endgültig eine schwere eiserne Tür ins Schloss.

MUSS GOTT GEBETE ERHÖREN?

Die gefangenen Christen im Kellergewölbe harrten ihrer endgültigen Verurteilung entgegen. Am Tag vorher ließ Achaikus durch einen Boten jedem von ihnen das gleiche Angebot machen: Wer bereit war, seinen Glauben zu widerrufen und es durch ein Opfer für den Kaiser öffentlich zu bekunden, dem sollte nichts geschehen. Im Gegenteil, Achaikus versprach jedem noch einen Lohn.

»Mehr als die dreißig Silberlinge des Judas«, flüsterte Quartus einem Mitgefangenen zu. »Was habt ihr zu schwätzen?«, drohte der von Achaikus gesandte Bote zu den beiden Männern hinüber.

Zwischen ihnen allen hockte Rufus auf dem Boden. Pausenlos die ganze Nacht hindurch hatte er für seinen Großvater gebetet, Jesus möge ihn gesund erhalten und ein Wiedersehen schenken. Wie ein dämonisches Zwielficht funkten dauernd zwiespältige Gedanken dazwischen. Rufus erinnerte sich daran, was die Brüder aus der vergangenen Geschichte erzählt hatten. Vom Zeitalter der Apostel bis in die Gegenwart hinein hatte Gott im wahrsten Sinn des Wortes handgreiflich seine Macht offenbart. Brüder in aussichtsloser Lage bekamen die

Freiheit, andere aber ließen in der Weise wie Polykarpus in festem Glauben den Feuertod über sich ergehen. Die einen bekamen Freiheit und das Leben wieder, andere starben für ihren Herrn.

Rufus steigerte sich in den Gedanken, Gott müsse dem Großvater in jedem Fall den Märtyrertod ersparen. Von eben diesem Zwiespalt in seinen Gebeten gequält, wollte er auf Nummer sicher gehen. So versprach er Gott, ihm mit ganzem Willen die Treue zu halten unter der Bedingung ...

Rufus erschrak selbst vor den Forderungen. War das noch Glauben und Vertrauen, wenn man Gott zum Eingreifen zwingen wollte? Wie auch immer, Rufus begriff: Ein Gebet kann niemals zur Forderung werden, wenn es denn noch Gebet sein sollte.

Er schrak aus einem unruhigen Schlummer auf. Die Tür öffnete sich und drei Prätorianer brachten zwei Gefangene und stießen sie in den Raum.

»Im Hafen erwischt!«, klärten sie die Gefangenen auf. Einer der Soldaten grinste hörbar. »Wir schnappen sie alle. Ob tot oder lebendig!«

Rufus wurde bleich, als er im schwachen Fackelschein die Gesichter der Männer erkannte. Einer von ihnen war ein Fischer, der seinen Großvater gelegentlich begleitet hatte. Die drei Prätorianer verließen den Raum und

ließen die Häftlinge in einer stickigen Finsternis zurück. Die Gefangenen drängten sich um die zwei neuen Brüder.

Ob sich denn die Lage verschlimmert habe, fragte eine Frau. Das könne man wohl sagen, erwiderte einer der beiden. Immerhin würden die Gassen systematisch von den Häschern durchstöbert. Außerdem habe er eine besonders traurige Nachricht!

Bevor er noch damit herausrücken konnte, schrillte eine Jungenstimme durch die Dunkelheit. Es war Rufus: »Ist etwas mit meinem Großvater geschehen?«

Atemlose Stille.

»Ja«, hauchte der Mann. »Ein grimmiger Feind Christi unter den Wärtern hörte Nearchos beten. Brutal schlug er zu. So hat ihn der Herr aus dem Leiden in seine Herrlichkeit gerufen.«

»Nein! Nein! Nein!«, schrie Rufus mit aller Kraft, dass es den Gefangenen durch Mark und Bein ging.

Quartus nahm den schreienden Jungen um die Schulter. »Auch darin, mein Junge, geschah der Wille unseres Herrn!«

In der Dunkelheit blieb es den Eingeschlossenen verborgen, mit welcher hässlicher Gebärde Rufus sich dem Griff des anderen entwand.

Keiner der Anwesenden vermochte ihn zu trösten.

Anstatt vor dem gütigen Quartus seine tiefste Not auszusprechen, zog Rufus sich in einen tödlichen Trotz zurück. Vermochte er sich von Jesus zu lösen, der sein Gebet nicht erhört hatte? Wenigstens nicht so erhört hatte, wie er die ganze Nacht seinen Herrn angefleht hatte. Der starke Trost jenes Fischers, dass der Herr seinen Bekenner Nearchos so aus dem Leiden in seine Herrlichkeit gerufen habe, erreichte bei Rufus das Gegenteil. Er konnte die Glaubenszeugnisse, es sei doch ein Zeichen der göttlichen Gnade, wenn er seinen Kindern die Treue bis zum Tod gewährte, hinsichtlich seines Großvaters einfach nicht hinnehmen. Die Verheißung des verbannten Apostels Johannes, der den Gemeinden das Wort des Auferstandenen zurief: »Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben!«, erreichten in diesem Augenblick nur taube Ohren.

Wie ein feuriger Pfeil aus dem Dunkel auf ihn abgeschossen, verdichtete sich nach und nach der Gedanke in Rufus, es könne sich die viel gepriesene Macht Jesu letztlich doch als Ohnmacht erweisen. Er erinnerte sich, wie die Kinder im Hafen einen armen Eselstreiber verspotteten, dessen Tier offensichtlich nur durch Haut und Knochen zusammengehalten wurde. Ein junger Hafearbeiter rief dem Eselstreiber hinterher: »Priscus' Esel mag keinen Hafer, weil er keinen kriegt!« Alle, die es

hörten, grölten. Noch krummer als schon von Natur aus verschwand der Gehänselte zwischen den Marktbuden.

Plötzlich feierte dieser Satz auf makabre Weise Auferstehung: »Jesus kann überhaupt nicht helfen, auch wenn er wollte.« Rufus spürte, wie heiße Scham in ihm emporstieg. Er dachte an seine Nachtstunden und seine heißen Gebete. Wie aber mochte sein Großvater gebetet haben? Hatte jener heidnische Grobian doch den betenden Großvater im Zorn erschlagen!

Rufus erschrak. Es war ihm, als flüstere eine Stimme in ihm, ob denn sein Glaube an Jesus schließlich nur am Glauben seines Großvaters gehangen habe. Ob er nun nach dem Tod des Großvaters samt seinem schwindenden Glauben selbst am seidenen Faden hing? Aber hatten Timaios und dessen Mutter nicht auf andere Weise ihrem Herrn den Abschied gegeben? Welchem Christen der Bluthund Achaikus auf den Fersen war, dessen Schicksal war unwiderruflich besiegelt, außer bei einem Widerruf und dem geforderten Opfer für den Kaiser und die Götter.

Warum waren die beiden ausgesondert und von allen Gefangenen gestern heraufgerufen worden? Wahrscheinlich von Achaikus zu Achaikus ...

AUFRICHTIGE REUE

Plötzlich hörte man Männerstimmen vor der Tür. Die Tür wurde aufgestoßen und helles Sonnenlicht flutete in den Kerker. Von außen an der Wand quietschte ein eiserner Riegel. Auch durch das frei gewordene Quadrat drang die Sonne herein. Die Gefangenen rieben ihre Augen. Nach der Finsternis fühlten sie sich von dem Licht geblendet. Nur wenige Sekunden, dann sahen ihre Augen, was sie kaum zu fassen vermochten. Ein bärenstarker Prätorianer trat zur Seite. Auf der Stufe stand, die Hände auf den Rücken gebunden, Myrto, die Frau des Schankwirtes. Neben ihr Timaios. Sein Gesicht war grün und blau und die rechte Augenbraue verkrustet von getrocknetem Blut.

Der Prätorianer lachte schallend. »Schaut sie euch genau an, die beiden. Sie haben das großzügige Angebot unseres edlen Achaikus abgelehnt. Morgen früh beim ersten Hahnenschrei bekommt jeder seine letzte Gelegenheit ...«

Die Tür schloss sich wieder, doch den Riegel an der Wand ließen sie offen. An der gegenüberliegenden Wand zitterte ein Sonnenquadrat. Nun konnten sich die Eingesperrten wenigstens untereinander sehen. Bald waren die beiden von den Gefangenen umringt.

Rufus starrte den Freund mit seinem übel zugerichteten Gesicht an. *Und den hast du für einen Verräter gehalten. Und du selbst?*, dachte er beschämt.

Währenddessen erzählte Myrto, was sie seit gestern erlebt und erlitten hatten. Es fiel ihr schwer, vor so vielen zu sprechen. Doch Quartus sah sie aufmunternd an.

»Erzähl, Myrto!«

»Auf meines Mannes Bitte hat uns Achaikus in die Freiheit gelassen. Doch wie wir bald erkennen mussten, hatte sie ihren unbezahlbaren Preis. Philippos hatte dem Richter versprochen, er wolle uns mit Worten oder mit der Peitsche den Aberglauben austreiben!« Schlicht, die Augen gesenkt, schloss die Frau: »Christus hat uns Kraft gegeben, weder durch Worte noch durch harte Züchtigung seinen Namen zu verleugnen!«

Rufus fiel seinem Freund um den Hals, schluchzte und wimmerte dazwischen: »Vergib mir, mein Freund, vergib mir!«

»Aber Rufus«, stotterte Timaios, »was soll ich dir denn vergeben? Du bist doch überhaupt nicht schuldig geworden an mir!«

»Doch!« Rufus spürte die Nähe seines gegenwärtigen Herrn, als könne er ihn am Gewand fassen. »Doch, Timaios«, beharrte er. »Als deine Mutter und du nach

oben geführt wurdet, habe ich euch innerlich als Verräter verurteilt. Dabei, dabei ...«

Rufus schlug die Hände vor sein Gesicht und weinte laut heraus.

Einige von den Christen umarmten Myrto und gestanden unter Tränen, auch für sie seien die Gedanken des Jungen nicht fremd gewesen.

Die beiden Freunde zogen sich in die Ecke des Saales zurück. Rufus schüttete vor dem Freund sein Herz aus. Er verschwieg auch nicht, wie er mit seinem Herrn gehadert habe.

»Ich wollte ihm den Tod vom Großvater für immer nachtragen und ihm das Vertrauen aufkündigen!«

Timaios sah die bittenden Augen seines Freundes.

»Meinst du, dass Jesus mir auch diese Schuld vergibt?«

»Ja, das glaube ich. Wie habe ich meinen Vater gehasst. Wie auf zwei Ochsen hat er mit der Peitsche auf uns losgedroschen. ›Herr, bring ihn doch um!‹, dachte ich, als die Schmerzen von den Knochenstücken der Peitsche wie Feuer im Gesicht brannten. Doch jetzt ist alles vorbei. ›Möge dir unser Herr gnädig sein‹, hat Mama noch gerufen, als uns die beiden Soldaten aus der Schenke zogen. Er aber schrie hinter uns her: ›Aus den Augen! Ich will euch niemals wiedersehen!«

ENDGÜLTIGE URTEILE

Am nächsten Tag drängten die Menschen herbei. Man hatte noch drei weitere Christen erwischt, die sich willenlos mitnehmen ließen.

Nahm man die Worte des Schankwirts so, wie er sie seiner Frau und dem Jungen nachgeschrien hatte: »Ich will euch niemals wiedersehen!«, dann hatte er sein Wort bereits gebrochen. Er stand gedrängt zwischen der Menge und stellte sich trotz seiner Größe zusätzlich noch auf die Zehenspitzen. An der Seite standen sie, Myrto, Timaios und mit strahlendem Gesicht dessen Freund Rufus. Was hatte der denn in seiner brenzligen Situation noch zu lachen? Allerdings, es war eine brenzlige Situation.

Achaikus hatte manches von seiner Sicherheit verloren. Wie ein Tiger im Käfig, so durchmaß er mit langen Schritten den hinteren Teil des kahlen Raumes. Nichts mehr von rhetorischen Künsten, die beeindrucken sollten. Nur einer von den Christen hatte sich angesichts der drohenden Strafen bereit erklärt, dem Kaiser das schuldige Opfer nicht zu verweigern. Mit gesenktem Kopf, eingeklemt zwischen zwei Prätorianern hatte er die Schar seiner Mitchristen verlassen.

»Ist er überhaupt ein Christ gewesen?«, so flüsterten manche einander zu. Andere dachten in diese Richtung.

Quartus gebot mit einer Handbewegung Ruhe, und das Getuschel verstummte.

»Brüder und Schwestern, wir alle sind keine Helden, wie sie in den heidnischen Göttersagen verherrlicht werden. Wenn wir dem Angebot des Richters widerstanden haben, unseren Herrn nicht zu verleugnen, dann geschieht es allein durch die Herrlichkeit unseres gegenwärtigen Herrn. Wenn Knaben unter uns statt der Freiheit einer menschlich gesehen dunklen Zukunft entgegenharren, dann hat es mit Heldentum nichts zu tun.« Quartus legte seinen Arm um die Schulter des zwölfjährigen Rufus. »Es wird wohl die nachwirkende Kraft deines Großvaters sein, dessen stete Fürbitte dich in dieser Stunde nahe bei deinem Herrn hält.«

Rufus schämte sich und blickte an Quartus vorbei.

Wenn du wüsstest, dachte er, wie ich mit Gott gehadert und mich beinahe von ihm losgerissen hätte.

Aber es geschah wohl wie in der Geschichte vom sinkenden Petrus. Jesus selbst hatte die Hand des untergehenden Jüngers ergriffen und ihn ins Schiff gezogen. Nun standen sie alle miteinander in der Stunde der Bewährung. Achaikus wurde von den einflussreichen Menschen der Hafenstadt wieder ernst genommen. Für

den heutigen Verhandlungstag hatte er gewissermaßen geschworen, sich keiner Blamage mehr auszusetzen. Das hieß für ihn, Urteile zu sprechen, ohne den Verurteilten noch eine Chance zum Gesinnungswandel einzuräumen. Die hatten sie bis heute morgen noch gehabt, nun mussten sie ihr unwiderrufliches Urteil erwarten.

Die herbeigeströmten Menschen sahen mitleidslos auf den Haufen Christen, die gleich einer vom Wolf eingekreisten Schafherde auf Tuchfühlung zusammendrängten. Achaikus spürte die gestaute Spannung und hob seinen Arm. Er wählte unter den Gefangenen den Anführer heraus.

»Quartus, der Obsthändler!«, rief er laut. »Einen Schritt vortreten!«

Mutig trat der Aufgerufene einen Schritt aus der Gruppe heraus.

»Seht ihn euch an! Lange bevor es die unbescholtenen Bürger Smyrnas nur ahnen konnten, hat dieser Mann in einer seiner dunklen versteckten Lagerhallen die Versammlungen abgehalten. Er hat sie nicht allein dort versammelt, sondern ihnen auch die verderbliche Lehre vermittelt. Einfache Handwerker und besonders ein alter Fischer waren ihm gefügige Handlanger.«

Rufus schoss einen feindseligen Blick zu dem Redner, über dessen verlebte Züge ein überlegenes Grinsen glitt.

»Man wird sich sicher noch an den alten Querkopf Polykarpus erinnern, der selbst dem Angebot des Statthalters trotzte und lieber den Feuertod wählte, als von seinem unglückseligen Irrtum zu lassen. Auch Quartus hatte bis heute Morgen die Möglichkeit, sich den Flammen zu entziehen!« Achaikus wählte eine Pause, um die Spannung der Anwesenden, insbesondere der Christen zu steigern. Wie Metall klang seine Stimme.

»Quartus als Anführer der Verführten wird durch das Schwert zum Tod verurteilt.«

Quartus sah sich nach seinen zwei Söhnen um. Der jüngste stürzte dem Vater zu Füßen.

»Mein Sohn«, hörten sie den Vater sprechen. »Du und dein Bruder – bleibt bei unserem treuen Herrn. Es wird euch niemand aus seiner Hand reißen.«

Wütendes Gemurmel der unruhig gewordenen Menschenmenge setzte ein. Die Gewissheit des Obsthändlers machte sie unsicher. Gegen ihr eigenes Gewissen gerichtet mussten sie erkennen, dass diese Kraft nicht von einem im Trotz erstarrten Willen kam.

In einem kurzen Satz bestimmte Achaikus das Los der beiden Söhne des Obsthändlers Quartus. »Sie werden zu harter Arbeit in einer Kupfermine verurteilt und sich später, wenn sie ihr siebzehntes Lebensjahr erreichen sollten, als Galeerensklaven nützlich machen.«

Einige Intellektuelle unter den Versammelten grinsten sich an. Wie harmlos dieser kluge Mann seine mörderischen Urteile verpackte. Ein freigelassener Sklave hatte sich über die Qual in der Kupfermine geäußert, die Lebenserwartung betrage in der Regel drei bis vier Jahre, es sei denn, man finde ein einigermaßen menschliches Verhältnis zu den tierischen Aufsehern.

Philippos sah den begehrlischen Blick, als Achaikus seine Frau Myrto ins Visier nahm. Immerhin hielt es der Richter für erwähnenswert, Philippos lobend vor dem Volk hervorzuheben. Es sei dem Mann leider nicht gelungen, weder mit Worten noch mit der Peitsche seine Frau und den Sohn aus den Schlingen ihres Glaubens herauszulösen. Ohne genau zu wissen, ob der Schankwirt in dem heutigen Prozess anwesend war, verkündigte Achaikus das Urteil. Er ließ auch Myrto vortreten. Seinem Urteilsspruch schickte er ein widerliches Grinsen voraus.

»Myrto müsste um ihrer Hartnäckigkeit willen das Schicksal des Obsthändlers Quartus teilen ... aber ich habe einen besseren Weg gefunden. Ich verkündige hiermit, dass diese Frau so manchem liebeshungrigen Mann wahre Freude bescheren wird.« Dabei wurde seine Fratze nahezu unerträglich.

Manche der anwesenden Frauen verspürten innerlich Abscheu. Nein, diesem Mann wollten sie weder bei Tag

noch bei Nacht begegnen. Wehe den hübschen jungen Sklavinnen, die in seiner Villa vor ihm dienern mussten!

Auch die Männer wechselten vielsagende Blicke. Die Andeutung des Richters sprach Bände. Darum wurden sie durch sein Urteil nicht sonderlich überrascht.

»Myrto wird wegen ihres beharrlichen Trotzes im Widerstand gegen unsere Götter und gegen den Kaiser für die nächsten fünf Jahre zur lebensfrohen Unterhaltung im Freudenhaus von Smyrna beitragen!«

Die Intellektuellen unter ihnen grölten zustimmend. Dagegen glaubte Philippos, man habe ihn mit einer Keule wach geschlagen. »Nein! Nein!«, wollte er herausschreien, doch er biss sich auf die Unterlippe, bis sie blutete.

Myrto schwankte und brach dann zusammen. Schreiend warf sich Timaios über seine Mutter und wimmerte: »Mama, Mama!«

Philippos drängte die Menschen zur Seite und stürmte mit hochrotem Gesicht auf den Richter zu. Ehe einer von den Prätorianern, die an der Tür postiert standen, eingreifen konnte, schlug der Schankwirt mitten in diese furchtbare Fratze.

»Festnehmen!«, gellte die Stimme des Richters durch den Saal.

Bevor Philippos ein zweites Mal zuschlagen konnte, rollte eine Woge empörter Menschen heran. Sie schrien

durcheinander. »Tod dem Mörder, Achaikus!«, forderten einige. »Tod den Christen!«, brüllte die Mehrheit.

Währenddessen hatten drei Prätorianer zugefasst, um den rasenden Philippos zu überwinden. Achaikus hing bleich an der Wand und aus seiner Nase floss dunkelrotes Blut auf seine weiße Toga. Die Menschen drängten aus dem Saal. Die Botschaft von dem wütenden Schankwirt durchlief die Gassen.

Achaikus ließ sich von Sklaven in seine Villa tragen. Gut versorgt durch einen bekannten Arzt machte er sich in den nächsten Tagen Gedanken, auf welche Weise dieser wahnsinnige Schankwirt seine Tat bitter bezahlen sollte. Noch am gleichen Abend versiegelte einer seiner Untergebenen die kleine Schenke unter dem Schatten des leicht ansteigenden Weinberges. Philippos hatte dort auf jeden Fall seinen letzten Krug Wein eingeschickt.

JAHRE DES LEIDENS

Sechs Jahre waren seit diesen Ereignissen vergangen. Bereits drei Tage nach dem Urteil war Quartus in einem der düsteren Keller um seines Glaubens willen geköpft worden. Von Philippos war jede Spur im Sand zerflossen. Myrto war ins Freudenhaus oder, wie es wahrheitsgemäßer unter dem Volk genannt wurde, ins Schandhaus gebracht worden. Achaikus hatte mit dem Gedanken gespielt, sie zuerst als Sklavin in seine Villa zu nehmen, doch dann hatte er aus Rücksicht auf seinen Ruf auf dieses »Vergnügen« verzichtet.

Die beiden zwölfjährigen Jungen Rufus und Timaios mussten unter unwürdigsten Umständen im Hafen die schmutzigsten Arbeiten verrichten. In nahezu lichtlosen Hallen gehörte es zu ihrer Hauptaufgabe, faulendes Obst, Gemüse und andere verdorbene Lebensmittel auf schwere Karren zu laden, die dann von den Kutschern, die meistens vor sich hin fluchten, auf die Müllkippe gebracht wurden. Nachts kampierten sie in einem dreckigen Winkel der »Unterwelt«, wie man diese Schächte im Hafenviertel allgemein nur nannte. Von hungrigen Ratten geplagt, von Ungeziefer zerstoichen, lebten sie ihre Wochen, Monate und Jahre dahin.

Bald hatte es sich in der nächsten Umgebung herumgesprochen, warum diese beiden jungen Milchgesichter zu solcher Zwangsarbeit verurteilt waren. »Weil sie zur Schar dieser Christen gehörten, die, von Jerusalem ausgehend, sich seit nahezu einhundertdreißig Jahren über das ganze römische Imperium ausgebreitet hatten.« Diese fromm getarnte Gruppe, so hatte ein römischer Philosoph gespottet, sei wie ein riesiges Maul, von dem reihenweise Sklaven geschluckt würden, hier und da auch Leute aus dem Mittelstand, aber doch in der Mehrzahl von Menschen, die sich von Knoblauch und Zwiebeln ernährten.

Manche entlaufenen Sklaven, die man geschnappt hatte, teilten das Los der beiden jungen Christen. Achaius hatte den Wärtern eingeschärft, auf diese zwei jungen Aufrührer ein besonderes Auge zu haben. Im Übrigen aber betraf es alle, die sich zu dem Namen Jesu bekannten.

Für Rufus ergab sich nach einem Jahr die Gelegenheit, durch seinen Vater aus dieser Gestank- und Pesthöhle herauszukommen. Als Steinmetz hatte dieser seine kleine Karriere gemacht und war an den Rand der Stadt gezogen. Man hatte ihn aufgrund seiner Fertigkeit zum Meister befördert, und dann dem Auftrag verpflichtet, am Bau eines Poseidontempels und einem Heiligtum für den göttlichen Cäsar mitzuarbeiten. Durch einen

Bekanntem erfuhr er vom Tod seines Schwiegervaters Nearchos und damit von der verschärften Lage gegen alle Christen. Durch Fürsprache eines Baumeisters lernte er einen befreundeten Anwalt von Achaikus kennen.

Für Rufus ergab sich so noch einmal die Chance, die Achaikus den beiden Jungen schon eingeräumt hatte. Allerdings hatte der Anwalt bestimmt, die Sache solle möglichst unauffällig über die Bühne gehen. Durch ein kurzes Schreiben, das Rufus' Vater dem Hauptwärter aushändigte, war es zur Begegnung zwischen ihm und seinem Sohn gekommen.

Timaios hatte in der Nähe der beiden gestanden. Er sah und hörte, wie Rufus von seinem Vater mit lebhaften Gesten und Worten beschworen wurde, er solle dem Glauben seines Großvaters absagen. Es sei doch alles nur eine Mischung von Betrug auf eine Hoffnung, die sich nie erfüllen werde.

»Sieh doch, Rufus«, redete er auf seinen Sohn ein. »Dein Großvater lebte auf seine Auflösung zu. Ein paar Jahre noch, dann hätte ihn die Todesbarke ohnehin in das Land ohne Wiederkehr gebracht. War es dann nicht ein süßer Betrug, sich eines unvergänglichen Lebens zu freuen? Und warum? Nur weil die Fantasie eines sogenannten jüdischen Rabbis seinen Anhängern eine unbeschreibliche Herrlichkeit versprochen hat. Und mein

Sohn lässt sich auf solche Weise fangen!«, jammerte Rufus' Vater und rang wie verzweifelt seine Hände.

»Christus ist der Sohn Gottes, Vater. Und er hat mich erlöst. Und ich glaube an ihn, nicht weil der Großvater ihm geglaubt und ihn angebetet hat, sondern ich gehöre ihm auch ...«

Rufus sagte den letzten Satz mit Nachdruck und letzter Entschlossenheit: »Weil er mich durch sein Blut von aller Schuld reingewaschen hat!«

Timaios sah, wie das Gesicht des Vaters rot anlief. »Dann bleib doch in deinem Dreck sitzen!« Vor Zorn und bitterer Ironie hatte er losgelacht. »Und bevor dich dein Rabbi aus dem Dreck herausholt, verwandelt sich mein scharfer Steinmeißel eher zu einem Stück faulen Holz.« Halb fluchend, halb weinend hatte er sich abgewandt und war wie betäubt aus dem Dämmerlicht der Halle gestolpert.

Die beiden Freunde waren sich in die Arme gefallen. Neugierig herbeigeeilte Arbeiter sahen sich betroffen an. Jeder Spott blieb ihnen im Hals hängen. Sollten die beiden eine Wirklichkeit erfahren haben, die den menschlichen Augen und der Vernunft grundsätzlich verschlossen blieb?

Die Treue der beiden heranwachsenden Jungen ihrem unsichtbaren Herrn gegenüber und ihre un-

verbrüchliche Freundschaft war für viele ein Lichtblick in dieser unmenschlichen Hölle. Wenn ihnen die Wärter gelegentlich den elenden Fraß zum Überleben vor- enthielten oder ihre Mistkübel dummen Spottes über sie ergossen, blieben die beiden ruhig. Ihr Leben redete ihre eigene unüberhörbare Sprache. So kamen manche Sklaven und beichteten ihre Vergangenheit vor den beiden Jungen. Es waren nicht selten ähnliche Mistkübel, wie sie täglich in die Karren geschüttet wurden. Schlicht, wie Timaios und Rufus es erfahren hatten und stets neu erfuhren, bezeugten die beiden, dass Jesus selbst die schmutzigste Vergangenheit reinigen konnte.

Manche der grausamen und stets zuschlagenden Wärter wunderten sich, dass sich dieses Lumpenpack der Sklaven irgendwie anders verhielt. Vielleicht ahnten sie, es könne mit der Lehre dieser Christen zusammenhängen. Wie dem auch war, wenn sie auf solche Weise zahm wurden, dann hatten sie weniger Arbeit und sahen weniger hasserfüllte Blicke der Gefangenen.

Inzwischen waren die Jahre vergangen, die Achaikus aufgrund seines Gerichtsurteils über die beiden verhängt hatte. Hatte er sie vergessen? Jesus wusste es.

Ein Galeerensträfling unter den Sklaven hatte manchmal aus seiner Vergangenheit berichtet. »Wenn ein Segler mit günstigem Wind durch die See schnitt, dann gab

es Ruhepausen. Wehe aber, ein Ziel musste erreicht werden bei einer See, die glatt wie ein Spiegel und still wie der Atem eines Toten war. Dann hagelte es Schläge mit der Peitsche.« Zum Beweis dieser überstandenen Qualen zeigte der Sklave ihnen den Rücken.

ACHAIKUS LÄSST VON SICH HÖREN

Als die beiden Freunde ihr siebzehntes Lebensjahr um zwei Monate überschritten hatten, ließ Achaikus von sich hören. Jedoch hätte beinahe sein gutes Gedächtnis versagt. Es deutete sich eine Zukunft an, bei der auch die Karriere des bekannten Richters noch um viele Sprossen seiner Leiter nach oben führen sollte.

Wenige Jahre zuvor hatte es einen Thronwechsel in Rom gegeben. Kaiser Hadrian, der Onkel von Mark Aurel, hatte seinen Adoptivsohn Antonius Pius zu seinem Nachfolger bestimmt. Bei dessen Thronübernahme adoptierte dieser seinen späteren Nachfolger Mark Aurel. Dann, 161 nach Christus, wurde Mark Aurel Herrscher über das römische Imperium. Er galt als ausgenommen friedfertig. Er war voll edler Menschlichkeit, und unter den Christen verbreitete sich eine Art »Euphorie«, er werde ihren Glauben dulden und sie ein geruhames Leben führen lassen. Was den Christen ein Hoffnungssignal schien, befürchtete Achaikus. Aber seine Befürchtung war unbegründet.

Mark Aurel hatte in seinen jungen Jahren den berühmten stoischen Philosophen Iunius Rusticus als Lehrer. Die Stoa als Philosophie war für ihre Vertreter von einer

nüchternen Klarheit. Besonders hinsichtlich des Todes kannte die Stoa keine Unterschiede mehr. Herrscher und Sklave waren gleichermaßen betroffen, indem sie vom gleichen Abgrund erwartet wurden. Illusionslos hatte Mark Aurel einen Strich unter alle überweltlichen Hoffnungen gezogen und formulierte seine Erkenntnis so: »Der Tod ist wie die Geburt ein Mysterium der Natur: Verbindung aus denselben Elementen und ihre Auflösung.« Mark Aurel hatte schon vorweggenommen, was im neunzehnten Jahrhundert gottlose Philosophen auf dem Markt als neue Erkenntnis verkauften in dem Ruf: »Brüder, bleibt der Erde treu!« Den Gedanken an eine persönliche Unsterblichkeit, also ewiges Leben, wie es die Christen bekannten, lehnte bereits Mark Aurel als unvernünftig ab. Zugleich gab es für ihn keine Hoffnung über diese Erde hinaus, etwa durch das Eingreifen eines Gottes. Aber gerade das bezeugten die Christen, indem sie Jesus Christus als den wiederkommenden Herrn und Herrscher anbeteten und erwarteten.

Auch Achaikus war in seinem ganzen Denken diesem Satz verpflichtet: Brüder, bleibt der Erde treu! Dann hatte er auch von dieser Erde und auf dieser Erde alles zu erwarten. Halb überrascht, aber doch schon von einer Flüsterpropaganda erreicht, war sein Name in Rom genannt worden. Der neue Cäsar wolle kluge, besonnene

Leute um sich haben. Achaikus sei nun auserwählt, um in der Hauptstadt des Imperiums einen wichtigen Posten zu bekleiden. Die erste Reaktion des Richters: »Nein und abermals nein!«

Vorsichtshalber hatte er das nur gedacht und nicht laut vor dem Boten ausgesprochen. Auf seiner Terrasse stehend, waren seine Blicke über die Stadt gegangen, das blaue Hafenbecken mit den Schiffen, hin zu den Weinbergen und über seinen herrlichen Besitz. Dann aber siegten eitle Ehre und tief empfundener Stolz. »Achaikus ist nach Rom berufen worden.« Also eine Zukunft, die seine Vergangenheit verblassen ließ, wartete auf ihn. Und beinahe hätte er vergessen, wie zwei junge Burschen – sie mussten inzwischen siebzehn oder achtzehn Jahre alt sein – ein neues Urteil zu erwarten hatten. Heimlich rechnete er damit, sie wären in ihrer Jauchengrube zur Einsicht gelangt. Er ließ sich durch einen Mitarbeiter die Akten jenes Prozesses bringen. »Halbwüchsige Jungen waren sie damals, dieser Rufus und Timaios.« Bis spät in die Nacht saß Achaikus, weich an eine bildschöne Sklavin gelehnt, und schaute über das silbern verzauberte Land. »Und du Narr willst diese schöne Stadt verlassen!«

Das junge Mädchen schaute ihn mit rätselhaftem Blick an.

»Keine Sorge, du wirst mich begleiten«, flüsterte er.

Dieses Mal verzichtete Achaikus auf eine imponierende Kulisse. Die Hartnäckigkeit dieser Christen sorgte für manche Überraschung oder treffender noch für manche Blamage. So nahm er sich vor, diese beiden Verurteilten sozusagen ohne Aufsehen zu vernehmen. Es sollte an ihnen liegen, die Freiheit zu wählen oder auf der Galeere zu landen.

Achaikus scheute jedes Risiko, seine Kraft mit anderen zu messen, die ihn zum Verlierer machen könnten. Wohlbedacht erwählte er einen ehrgeizigen jungen Kollegen aus, der die Sache mit den zwei Hafearbeitern so oder so beenden sollte. Er übergab ihm die Vollmacht, die beiden entweder zu befreien oder das vor Jahren genannte Urteil zu vollstrecken: 1000 Tage Galeere.

Stolz zog der junge Rechtsgelehrte an den Ort seiner Bewährung. Unter Bewährung stellte er sich vor, dass ihm gelingen würde, was der bekannte Richter so selten erreicht hatte: Die Tatsache nämlich, sie mit Schmeicheleien oder Drohungen bis hin zu Folter und Tod von diesem Christus wegzureißen.

In einem Gebäude nahe des Hafens ließ er die beiden vorführen. Außer ihm war nur der Schreiber, also der Protokollführer Zeuge. Freundlich lächelnd führte er die beiden an einen Rundbogen, durch den helles Sonnenlicht hereinflutete. Die beiden kniffen ihre Augen vor dem

zudringlichen Licht zu Schlitzen zusammen. Sie waren schon vor Jahren dem hellen Sonnenlicht entwöhnt worden. Nach und nach schälte sich die Landschaft heraus: Das weite Hafenbecken mit den weißen Booten und zwei Frachtschiffen mit hochragendem Mastbaum, den einige Möwen schreiend umkreisten. Wie Ameisen wimmelten geschäftige Arbeiter über die Laufplankenbrücke und schleppten schwere Lasten an Deck. Seitlich, durch den weißen Strand unterbrochen, ansteigende grüne Weinberge. Die beiden Freunde Rufus und Timaios ahnten, warum dieser Richter sie hierhin geführt und sie das Leben schnuppern ließ. Sie hatten gewissermaßen die fünf Jahre überlebt, aber Leben, wie es im vernünftigen Denken eingeordnet wird, war es bestimmt nicht gewesen. Nur die beiden wussten, dass der gegenwärtige Christus ihnen sein Leben wie eine frische Quelle tagtäglich vermittelt hatte.

Der junge Richter frohlockte innerlich. Die zwei Halbwüchsigen begriffen, was Leben, Freiheit und Weite bedeuten konnte. Wie die leibhaftige Versuchung stand er hinter ihnen und flüsterte ihnen in die Ohren, was sie durch eine kleine Verbeugung vor dem Altar des Kaisers und ein geopfertes Weihrauchkörnchen an Gutem zu erwarten hatten. Was es einzutauschen galt, sparte er sich auszuführen, zumal sie es genau wussten.

Zu genau, dachte der Richter, als sie sich umwandten und ihn mit entschlossenen Blicken ansahen.

»Wir knien nicht vor Menschen, die sich selbst als Götter feiern lassen. Unser Herr ist Jesus Christus!«

»Ist das euer letztes Wort?«, zischte der Richter. Er spürte, diese Frage hätte er sich sparen können. Seine Rechte glitt in den weiten Ärmel seines Gewandes und holte eine Schriftrolle hervor. Auf einen Wink zu seinem Schreiber hin lief dieser an die Tür und öffnete sie. Drei Prätorianer und der Oberaufseher standen im Türrahmen. Ohne die beiden Angeklagten noch eines Blickes zu würdigen, las er das bereits fertig geschriebene Urteil vor. Achaikus hatte in seiner üblichen Weise formuliert.

»Beide haben den Tod verdient, doch die Zuversicht, sie könnten noch anderen Sinnes werden, erspart dem Scharfrichter vorläufig sein Eingreifen. Beide werden als Galeerensklaven für tausend Tage in Ketten gelegt. Allein die Arme und Hände bleiben frei, denn wie sollten sie sonst rudern?« Offenes Grinsen des Richters und der drei Prätorianer erschien auf ihren Gesichtern. Nur in den Augen des Oberaufsehers spiegelte sich Mitleid. Er fasste den ihn am nächsten stehenden Rufus am Arm.

»Nur Haut und Knochen. Ich fürchte, dass ihr ihn schon bei der ersten Fahrt als Fraß den Haien vorwerfen

könnt.« Der Mann ahnte nicht, wie er mit seinem Satz zum Propheten wurde. Später sollte Timaios auf eine makabre Weise diesen Raubtieren begegnen.

Währenddessen stellte der Richter eine wichtige Miene zur Schau. Auf sein Urteil würde es ankommen. In der Tat, der abgemagerte Bursche würde es nicht mehr lange machen.

»So sei es denn!«, wandte er sich an die Männer. »Dieser Rufus bleibt weiterhin im Hafen, während der andere dem ausgesprochenen Urteil verfällt: tausend Tage Galeere!«

Die beiden Freunde zuckten wie unter einem Peitschenhieb zusammen. Dem Vorbild Achaikus folgend, stellte der Richter Überlegenheit heraus. Er blickte die fünf Männer der Reihe nach an und näselte dann mit gleichmütiger Stimme. »Man sagt diesen Christen nach, dass sie bewusst ihre sogenannte Gemeinschaft pflegen. Eine Masche, offensichtlich von ihrem Meister selbst ausprobiert und weitergegeben. Die einfache Lösung, einer solle für den anderen da sein.« Um seinen persönlichen Witz zu beweisen, fügte er ironisch hinzu: »Untereinander trösten, nennen sie das!«

RUFUS FOLGT SEINEM GROSSVATER

Der Oberaufseher hatte sich in seiner Vermutung nicht geirrt, dass Rufus es nicht mehr lange machen sollte. Knapp zwei Monate später lag dieser, ein Lächeln auf seinem wachsbleichen Gesicht, etwas verkrümmt auf seinem Lager. Man wickelte den Leichnam in einen verdreckten Leinensack. Namenlos wie ein Hund wurde er in einer Grube verscharrt. Verschlissen waren seinen Peinigern das Geheimnis, wie sein Leben an Christus gebunden war, der seinen Jüngern und seiner ganzen späteren Gemeinde verheißt hatte: »Ich gehe hin, euch eine Stätte zu bereiten.«

Der Oberaufseher sah die ungewöhnliche Fracht auf dem verfaulten Obst und Gemüse liegen. Man konnte es sich nicht leisten, wegen eines Arbeitssklaven irgendwelche Umstände zu machen. Also karrte man ihn bis zur Müllhalde, von der es bis zur ausgehobenen Grube nur ein Steinwurf weit entfernt war. Der Oberaufseher ließ es sich nicht nehmen, den Karren zu begleiten, ein Vorzug, der nur in besonderen Fällen einem gestorbenen Sklaven zuteilwurde. Von Tränen verschleiert blickte er in die Grube hinab. In kleinen Furchen rieselte Sand über das

armselige Bündel. »Hat er dir auch die Treue bis zuletzt gehalten?«, murmelte der Mann. Was für eine geheime Macht ging doch von diesem Jesus aus.

Neben der offenen Grube standen zwei von den Sklaven und schauten den Oberaufseher fragend an. Eine leichte Brise seitlich vom Meer kommend trug den Gestank des faulenden Gemüses herüber.

»Scharrt ihn zu!«, forderte er barsch, dann stapfte er den Weg zurück, während die beiden Sklaven seinen Befehl befolgten. Danach wandten sie sich ihrer eigentlichen Aufgabe zu, nämlich den Unrat vom Karren zu zerren.

»Ob er jetzt etwas von der Herrlichkeit sieht, die ihm sein unsichtbarer Herr versprochen hat?«

Der Angesprochene spuckte genau gegen eines der wuchtigen Karrenräder.

»Herrlichkeit hin oder her. In jedem Fall ist er jetzt besser dran – oder?«

Der andere nickte und ihm fiel Timaios, der Freund des Toten ein. »Unter Umständen hat der andere junge Querkopf sein Ruder auch schon abgegeben!«

»Möglich. Aber ich krieg es nicht in meinen harten Schädel, wie dieser Gott der Christen, wie Salz unter die Leute gestreut, solch eine Macht über die Herzen gewinnt. Unsere alten Götter müssten ja vor Neid erblassen, möchte man annehmen.«

Timaios hatte sein Ruder noch nicht abgegeben. Allerdings konnten seine beiden Leidensgenossen im kniehohen Dreck der unteren Lagerräume nicht wissen, wie nahe er ihnen war. Das Urteil des Richters, vorgefertigt durch Achaikus, war schon in den nächsten zwei Tagen sozusagen rechtskräftig geworden. Timaios erwartete, wie ihm der Richter angedeutet hatte, er werde auf einem Frachtsegler auf Gedeih und Verderb angekettet werden. Darin hatte er sich geirrt. Wer es auch verfügt hatte, zunächst blieb Timaios im Bereich seiner Heimatstadt Smyrna.

In früheren Tagen hatte er oft mit Rufus vom Strand aus die geankerten Schiffe im Hafenbecken beobachtet. Wuchtig, aber wesentlich kleiner hatten sich die sogenannten Hafenschlepper vor die großen Schiffe gehängt und sie aus dem weiten Hafenbecken aufs offene Meer gezogen. Mit geblähten Segeln im Dunst verschwimmend, bekamen die Schiffe dann ihre eigene Fahrt, während der mit Rudersklaven besetzte Hafenschlepper umkehrte und den nächsten Riesen ins Schlepptau nahm.

SKLAVE AUF DEM HAFENSCHLEPPER

Zu dieser harten Knochenarbeit war Timaios verurteilt worden. Nie würde er den Augenblick vergessen, als er und noch vier andere Verurteilte über die Laufplankenbrücke getrieben wurden. Aus der unteren Bordwand, die mit Grünspan und Pocken voller Muscheln übersät war, hingen schlaff die Ruder in gleichmäßigem Abstand aus ihren Öffnungen. Eine kurze Verschnaufpause für die Rudersklaven.

Timaios senkte seinen Blick vor all den mitleidslosen Augen, die ihn und seine Leidensgenossen wie Schlachtvieh abschätzten.

»Hast wohl deine Eltern auf die Todesbarke geschickt«, wurde er im untersten Raum von seinem Jochgenossen höhnisch empfangen. »Was sonst könnte einen Richter bewegen, solch eine mörderische Strafe zu verhängen. Oder hast du gegen deinen reichen Herrn rebelliert? Die verstehen in dieser Hinsicht keinen Spaß.«

Der Rudermeister, dessen schwarzer Bart sein halbes Gesicht verdeckte, wobei auch die bartlose Hälfte jeden das Fürchten lehren konnte, lachte zynisch auf. Er nahm den Schlagstock, mit dem er den Takt der Rudernenden

diktierte, und zeigte auf Timaios. »Was du da vermutest, sind alles Bagatellen gegen sein wirkliches Verbrechen!«

Jetzt drehten sich auch die Sklaven auf den anderen Bänken um. Mit Absicht hatte der Rudermeister laut gesprochen. Ein älterer Sklave, der nur über zwei Eckzähne verfügte, die schwarz die beiden Mundwinkel eingrenzten, stieß gehässig hervor: »Dann, Rudermeister, kann er nur zu den Unheilsrabben von Christen gehören!«

Der Mann erschrak und sah den Sklaven abergläubisch an. »Wärst besser Prophet geworden ...«

Alle schalteten sofort. Der neben ihm Sitzende hielt Timaios die Hände abwehrend entgegen und kreischte in gemachter Verzweiflung: »Steck mich nur nicht an!«

Die Meute grölte einschließlic des Rudermeisters los.

Timaios blickte mit seinen dunklen Augen in die Runde und blieb schließlich bei dem zahnlosen Sklaven hängen. »Warum nennst du mich einen Unheilsrabben? Bis zu meiner Begegnung mit Christus mag dieses Urteil wohl gegolten haben, aber Christus hat mich geheilt.« Timaios fügte hinzu: »Geheilt von meiner Schuld und Gottes-trennung.«

Der Rudermeister schlug mit seinem Stock auf das gerbezte Fell, mit dem die nach oben offene Holztonne überzogen war. Fehlte gerade noch, dass die nachdenklich gewordenen Sklaven wirklich anfangen und

nachdachten. Gegen solchen Luxus, ihren ungeübten Gehirnen Derartiges zuzumuten, half nur seine bewährte Rosskur. Sie mussten rudern, rudern, bis ihnen der Schweiß aus allen Poren lief. Verbissen schlug er auf das gespannte Fell. Dumpf hallten die Schläge in dem niedrigen Raum wider und sechzig Ruder schlugen in das aufschäumende Wasser. Langsam setzte der Schlepper sich in Bewegung.

Die Rudersklaven sprachen von ihrem Los als einem Trank, den die Götter ihnen eingeschüttet hatten, gegen die jeder Maulesel zu beneiden war. Wenn aber die Christen freiwillig, nicht selten mit Freuden, wie man zu erzählen wusste, Schläge, Folter und zuletzt den Tod vor Augen hatten, dann gab es keinen Winkel der Vernunft, in der man solch eine Torheit einordnen konnte.

Timaios glaubte in den ersten Tagen, die Hände müssten ihm zerspringen und die Arme beinahe abfallen. Sein kräftiger Jochgenosse hielt es seinem Ruderzwilling, wie sich die Paare ironisch bezeichneten, immer wieder vor, dass es sich auf den Knochen eines anderen gut leben ließ. Timaios liefen die Tränen übers Gesicht, aber wie sollte er sich verteidigen, zumal der andere recht hatte?

»Na, heul mal nicht!«, sagte der mit einem Anflug von Mitleid, wenn er seine Vorwürfe wieder einmal auf die Spitze getrieben hatte. Trotzdem kamen immer wieder

seine Spitzen. Bald hatte er herausgefunden, Timaios am tiefsten zu treffen, wenn er dessen Glauben, und das hieß seinen Herrn, aufs Korn nahm.

Auch der ältere Sklave giftete von seiner Bank zu den beiden hinüber.

»Beschwer dich doch bei deinem Gott, er soll dir mehr Mumm in die Knochen geben!« Aber dann öffnete er seinen zahnlosen Mund und nahm das Lachen der anderen schon vorweg. »Hatte ja ganz vergessen, dass dein Herr für die Seele verantwortlich ist.«

»Was ist denn ›Seele‹, Alter?«, feixte einer der Gefangenen dazwischen. »Ich würde sagen, sie ist so etwas wie die Fische, die wir nicht sehen können!«

Alle grölten los.

»Die tauchen doch gelegentlich auf«, gab einer zu bedenken, »aber Seelen habe ich noch nicht gesehen. Man weiß nicht einmal, ob sie Flossen oder Flügel haben!«

Wieder lachten sie laut. Und sogar der Rudermeister stimmte polternd mit ein.

Timaios schrie innerlich zu seinem Herrn.

In den Nächten lagen die Rudersklaven verkrümmt auf ihren Bänken und vergaßen für kurze Zeit ihr schreckliches Los. Timaios aber, von Schmerzen immer wieder dem kurzen Schlummer entrissen, nutzte die schlaflosen Stunden, um mit seinem gegenwärtigen Herrn zu

sprechen. Vor allem stand ihm das Gesicht seines Freundes vor Augen. Wie mochte es Rufus gehen? In einem Punkt hatte sich sein Zustand verbessert. Im Sklavenraum der Galeere roch es nach Pech, Seetang und faulem Holz, aber es war doch nicht jener unerträgliche Gestank der unteren Lagerverliese, den man eigentlich nicht ertragen konnte, sondern ertragen musste.

Unerträglich waren allerdings die warmen Nächte, wenn es nach einem heißen Tag kaum abkühlte und die Luft nur in dünnen Streifen durch die Öffnungen der Ruderscharten einsickerte. Jetzt stöhnten auch die Kräftigsten unter ihnen.

Dem dumpfen Schlagen des Rudermeisters auf seine Tonne kam als Verstärkung noch eine andere Form von Schlägen hinzu. Etwas erhöht über den Ruderplätzen führte ein Mittelgang durch den Galeerenraum. Ohne Mitleid schlugen zwei Aufseher von anfeuerndem Fluchen begleitet auf die bloßen Rücken der Ruderer. »Fauler Lumpenpack! Nutzloses Gesindel! Dem Brotherrn sein Geschäft verderben. Könnte euch so passen.« Von ihrer Rampe aus fühlten sie sich sicher und überlegen. Jedoch erschrakten sie manchmal, wenn sich einer von den Geschlagenen mit hasserfüllten Blicken umwandte. Da loderte eine Flamme in den Augen, die durch nichts zu löschen war.

Allein dieser Jüngste unter ihnen schien von allem Hass unberührt zu bleiben. Unergründlich, warum er so anders sein konnte. Unter den harten Schlägen verzerrte sich auch dessen Gesicht vor Schmerz, aber es wurde nicht zur hasserfüllten Fratze wie bei den andern.

Während die Kraft der Christen für die übrigen Ruderklaven ein unerklärliches Rätsel blieb, fühlte Timaios in den bittersten Stunden die tröstliche Nähe seines Herrn. In ihm erwachte die Sehnsucht, wie er sie oft aus den Worten und Augen des alten Nearchos gespürt hatte. Sich in dem kleinen Kreis der zusammengekommenen Christen umsehend, hatte Nearchos gelegentlich einen Vers aus dem Brief an die Thessalonicher genannt. Darin tröstet der Apostel Paulus die angefochtene Gemeinde: »Wir werden bei dem Herrn sein allezeit!« Damals noch nicht dem Leidensfeuer der Verfolgung ausgesetzt, beeindruckte es Timaios und seinen Freund Rufus kaum, aber es war doch immerhin eine Art Zukunftsmusik. In der Geborgenheit ihrer Familie, auch wenn die Wolke des Christenhasses am Horizont anschwell, freuten sie sich doch ihrer Jugend und Freiheit. Nearchos aber wollte die Gemeinde vor- und zubereiten. So nahm er von vornherein ernst, dass die Gemeinde des Sohnes Gottes immer des Trostes bedürftig war. Meistens schloss er die Zusammenkünfte in dem vertrauten Kreis

mit dem Satz, in dem die Hoffnung der Glaubenden zur Handreichung für jeden unter ihnen wurde: »So tröstet euch nun mit diesen Worten untereinander.«

QUÄLENDE GEDANKEN

Untereinander – darin lag für Timaios der Haken. Unter den Rudersklaven war kein Einziger Christ. Oft geschah es des Nachts, dass vor Timaios Bilder abrollten, die ihn peinigten und quälten. Er sah seine Mutter vor sich, ihr Entsetzen, als Achaikus das Urteil verkündigt hatte: Freudenhaus. So genau hatte sich Timaios nicht vorstellen können, was seine Mutter erwartete, nur hatte er damals gelegentlich von Erwachsenen aufgeschnappt, wie junge Christinnen in sogenannte Schandhäuser gebracht worden waren. Also keine Freude, sondern Schande erwartete sie. Es musste etwas sehr Schlimmes sein. Sonst wäre doch sein Vater Philippos nicht wie ein wilder Stier geworden, als Achaikus das Urteil ausgesprochen hatte. Und Timaios' Gedanken wanderten weiter. Von seinem Vater fehlte jede Spur. Auch bei dessen Verschwinden hatte der einflussreiche Richter gewiss seine Hand im Spiel gehabt. Wahrscheinlich hatten sie ihn in seiner Schenke aufgespürt und dann heimlich verschwinden lassen. Wenn sich die Gedanken verwirrten, wie aufwirbelnder Sand stachen und zwickten, betete Timaios: »Ach, mein treuer Herr, lass auch Papa erkennen, dass du allein ihm helfen kannst.« Er fügte das Gebet des Obsthändlers

Quartus hinzu, mit dem dieser die heimlichen Zusammenkünfte oft geschlossen hatte: »Bewahre deine Kinder nach Leib, Seele und Geist.«

In den nächsten Wochen aber wurde das Gebet des getöteten Obsthändlers für Timaios selbst zur Quelle der Trostes. Seit knapp zweihundert Tagen hatte er mit seinem Jochgenossen die mörderische Ruderarbeit geleistet. Oft spürte er eine Art verwegene Vorfreude auf die baldige Begegnung mit seinem auferstandenen Herrn. »Tausend Tage Galeere!«, hatte das Urteil des Richters gelaftet. Allerdings nur von einem zu leisten, der noch lebte.

Der alte Sklave mit seinem zahnlosen Mund war Timaios gegenüber etwas ruhiger geworden. Nach wie vor konnten weder er noch die anderen es begreifen, dass nur eine kurze Erklärung des Jungen dessen Qual beenden würde. Eigentlich waren es nur zwei Sätze. Erster Satz: »Ich sage Christus auf immer ab.« Zweiter Satz: »Ich bin wieder bereit, den Göttern und dem Cäsar zu opfern.« Die Standhaftigkeit des Burschen wurde den anderen Sklaven geradezu unheimlich.

Der Alte sah Timaios eindringlich an.

»Junge, der Oberaufseher hat mich einen Propheten genannt. Vielleicht kannst du dich noch daran erinnern.«

Timaios nickte. »Ja, kann ich. Es war in den ersten Tagen.«

»Noch genauer! Es war am ersten Tag«, verbesserte der Alte. Dann wandte er sich an alle, die gespannt zuhörten. »Man braucht kein Prophet sein. Es genügt vollkommen, wenn man nicht nur tausend Schläge auf seinem Buckel hat, sondern auch ein paar Jahre. Unser Held wird es kein Jahr schaffen.« Mit verstecktem Spott und doch von Hoffnung getränkt sagte der Alte: »Und falls du diesen Jesus treffen solltest, dann sag ihm ...« Er stockte und blickte sich in der Runde um. »Was soll er ihm eigentlich sagen?«

»Dann sag ihm«, ergänzte einer den Satz des Alten, »er soll uns aus diesem von den Göttern verdamnten Loch herausholen!«

Timaios sah die Augen aller voller Spannung auf sich gerichtet. Timaios spürte, wie selbst mit verhaltenem Spott dennoch Erwartung in den Blicken seiner Leidensgenossen lag. »Ich – ich werde ihm alles ausrichten«, stotterte er.

Wie gewohnt rechnete er mit dem üblichen Grölen, doch keiner lachte. Waren sie von der Aussage des Alten beeindruckt, der so gewiss die Todesbarke für den jungen Burschen ankündigte? Oder hatte sie das Geheimnis dieses Herrn gestreift, der im abgezehrten

Körper eines Menschen seine verborgene Herrlichkeit aufblitzen ließ?

An einem Morgen, eigentlich wie jeder andere, hörte Timaios plötzlich eine vertraute Stimme. Es war die des bärtigen Oberaufsehers aus dem düsteren Rattenloch. Beide kannten sich, der Rudermeister und der Oberaufseher. Der Rudermeister lachte polternd. »Seltener, aber höchst erfreulicher Besuch, mein Freund.«

»Die Freude liegt ganz auf meiner Seite«, gab der andere das Kompliment zurück. Dann schraubte er seine Stimme auf normale Lautstärke. »Ich nehme an, dass der junge Sklave Timaios noch um sein Leben rudert?«

Timaios spitzte seine Ohren. Er drehte seinen Kopf und schaute sich nach der schmalen Treppe um, die vom Zwischendeck in den stickigen Raum der Rudersklaven führte. Offensichtlich zögerte der Besucher, den eigentlichen Grund seines überraschenden Besuches zu nennen. Wer würde ihn verstehen, um eines Sklaven willen solch Aufhebens zu machen? Und dann noch, wenn dieser ein Volksfeind Nummer eins, nämlich ein Christ, war. Zunächst stieg der Oberaufseher mit einem verschlüsselten Satz ein, den Timaios aber sofort begriff.

»Über fünf Jahre waren sie Freunde, haben allen Mist gemeinsam gerochen, so wie sie trotz Schläge, Kälte und

Hunger gemeinsam ihren Christus verehrt haben.« Der Rudermeister nickte, obwohl er nur halb begriff, was der andere sagen wollte.

Der Oberaufseher stieg in das schalenartige Gefängnis hinab. Seine Blicke überflogen die geduckte Schar halb-nackter Sklaven. Wie er sie schon von früher her kannte, sah er die dunklen Augen des jungen Rudersklaven auf sich gerichtet. »Er lebt nicht mehr, dein Freund Rufus«, sagte er mit seltsam brüchiger Stimme. »Das wollte ich dir nur sagen!« Es hörte sich an, als wolle er sich für diese Botschaft entschuldigen. Nur schien er sich nicht klar zu sein, bei wem eigentlich.

Der Rudermeister hinter ihm schüttelte seinen Kopf. War es nun schon so weit gekommen, dass man sich einem Arbeitstier, einem erbärmlichen Sklaven, zur Rechenschaft verpflichtet fühlte!?

Timaios senkte seinen Kopf und wischte mit einer kurzen Gebärde die Tränen aus seinem Gesicht. »Mein Freund Rufus«, flüsterte er, »mein lieber Freund Rufus!« In dieser Nacht bewegte ihn nur ein Gedanke, den er schließlich flüsternd zu einem Gebet machte: »Herr, lass mich dir treu bleiben bis an mein Ende. Treu wie mein Freund Rufus!«

ANSTECKUNG GEFÜRCHTET

Achaikus lebte und herrschte noch immer in seiner prächtigen Villa. Tief unten lag das blaue Meer, darüber breitete sich das Hafenviertel aus und kein Armeleutegeruch drang bis in sein eingefriedetes Paradies herauf. Dennoch war er meistens in einer miesen Laune. Seine Berufung, nach Rom zu gehen, hatte sich ein wenig verzögert. Fast schien es, als wollte ein dem Kaiser nahestehender Günstling ihm seine Karriere gründlich versalzen. Schließlich aber war ein Zwischenbescheid aus Rom gekommen. Man wolle keinesfalls auf ihn verzichten, aber die Sache wäre nur aufgeschoben, keineswegs aufgehoben. Christen im Untergrund hatten schon aufgeatmet, als sie um einige Ecken herum gehört hatten, der gefürchtete Richter habe eine Berufung nach Rom angenommen.

Währenddessen machte Achaikus seinem Namen als Christenaufstöberer weiterhin alle Ehre. Hatte er sie irgendwo in ihren Schlupfwinkeln erfasst, überließ er die Verhandlungen und Urteile anderen, zumeist jüngeren Kollegen. Allerdings hatten sich zwei Namen in seinem Gedächtnis eingebrannt, die Namen der beiden Halbwüchsigen Rufus und Timaios. In der Tat, es war seine

Verfügung gewesen, Timaios zunächst als Rudersklave auf dem Hafenschlepper unterzubringen. Unterzubringen, unter Umständen auch umzubringen! Die beiden lehrten ihn das Fürchten. Was für eine Sprengkraft lag doch in dieser Sklavenreligion, die sich als Herren gebärdeten! Herren insofern, dass sie trotz Knechtschaft und Schikanen ihre Freiheit behaupteten. Solch eine Ergebenheit für und vor ihrem Gott konnten weder die griechischen noch die römischen Götter aufweisen.

Diese Gefahr sah auch der neue Herrscher Mark Aurel. Rebellierende Sklaven wollen eines Tages die Herrschaft. Ob sie in bewundernswerter Geduld durch Leiden ihr Ziel erreichen würden oder mit Feuer und Schwert, spielte letztlich eine untergeordnete Rolle. Dieser Jesus von Nazareth, von den Christen als Sohn Gottes verehrt und angebetet, kannte die Wünsche der Menschen. Er versprach ihnen als Gott, sie nach einem harten, leidensvollen Weg sozusagen selbst zu vergöttlichen, ihnen das zu schenken, was noch kein Mensch einem anderen zu versprechen gewagt hätte, nämlich ewiges, unvergängliches Leben. Leben! Kein Wunder, dass die Sklaven angezogen wurden wie Bienen von Blumenkelchen. Denn ehrlich, keiner von den Sklaven konnte sein Schicksal als Leben bezeichnen. Sie funktionierten nur – ausgebeutet und erniedrigt, wie es dem

menschlichen Angesicht gegenüber unerträglich und entwürdigend war.

Wen wunderte es dann, wenn die Sklaven und namenlosen Kellerexistenzen ein Abbild ihrer eigenen Lebensräume wurden? Gitter und Käfige für die Affen, warum nicht auch für – Sklaven? Alles gut und schön, und wohl allen, denen Fortuna Glückslose zugeschoben hatte. Ärgerlich und gefährlich zugleich war es, dass die Christen trotz ihrer äußerlichen Lumpen ihre unverschämte Freiheit lebten.

Die unverschämteste Freiheit und Faszination zugleich bestand wohl darin, dass sie den Tod verachteten. Der Oberaufseher aus dem Hafenviertel hatte Achaikus vom Tod des einen Verurteilten unterrichtet.

»Und der andere?«, hatte der Richter zurückfragen lassen.

An dieser Stelle war der Rudermeister des Hafenschleppers zuständig. Seine Antwort ließ den Richter aufhorchen.

»Er rudert sich seine Lunge aus dem Hals«, berichtete dieser. »Zugleich aber bleibt er für alle anderen Rudersklaven ein Rätsel. Woher nimmt diese halbe Portion Ausdauer, Kraft und eine beinahe unmenschliche Geduld, sein Los zu ertragen? Alles trägt er gewissermaßen in eiserner Ruhe, nur, sich den alten

Göttern zuzuwenden, dazu überredet ihn keiner, weder mit Schlägen noch mit entzogenem Fraß!«

»Dann wird es allerhöchste Zeit, die anderen seinem Einfluss zu entziehen!« Achaikus war innerlich so aufgewühlt, dass er augenblicklich einen jungen Richter herbeibefahl. Wenige Zeit später zog dieser mit aller Vollmacht zum Hafen hinunter. Timaios wurde zur gleichen Arbeit verurteilt, nur auf einem anderen Schiff. »Möglichst weg von Smyrna«, hatte Achaikus vor sich her gemurmelt. »Der Bursche wird auch mir langsam unheimlich. Wäre ein rasches Todesurteil nicht der beste Weg?« Als hätte ihm jemand dringend abgeraten, schüttelte Achaikus seinen Kopf. »Märtyrer sind eine Art verderblicher Samen, der auch bei diesen religiösen Wirrköpfen seine Blüten treibt und sogar Frucht bringt.«

Schon am nächsten Morgen ging ein Raunen durch den niedrigen Raum der Rudersklaven. Zwei Prätorianer befreiten Timaios von seinem Eisenring. Ohne seine Schmerzen am blutig aufgescheuerten Knöchel zu beachten, gingen sie rücksichtslos zu Werk. Der Rudermeister sah die betroffenen Gesichter der Sklaven.

Der Zahnlose, sozusagen der Dienstälteste unter ihnen, leistete sich eine Bemerkung: »Wäre schade, wenn unser Küken uns verlassen müsste!«

Der Rudermeister schien es selbst zu bedauern, denn kaum zu erklären, aber doch ganz handgreiflich hatte dieser Junge für eine andere Atmosphäre unter den Männern gesorgt.

»Da kann man nichts machen. Order von oben! Er wird nicht freigelassen aus der Einsicht, unsere Götter seien doch seinem Herrn überlegen, sondern ...«, mit seiner linken Hand strich er über seinen Bart und suchte den Satz zu beenden, »sondern er wird aus dem Winkel unseres Hafenbeckens dem weiten Meer ausgeliefert. Ohne besondere Worte zu dreheln: Er kommt auf ein anderes Schiff!«

AN BORD DER LEONTOS

Kapitän Trophimus war kein religiöser Mensch. Er vertraute mehr seinem eigenen Können. Er heulte aber grundsätzlich mit den Wölfen, wenn es irgendwelche Vorteile brachte. Von den griechischen und römischen Göttern hielt er überhaupt nichts. Wenn er gelegentlich in den Hafenkneipen zu viel des Weines getrunken hatte, konnte er sich auf seinen Freund, den Steuermann, grundsätzlich verlassen. Sie hatten ausgemacht, sobald der Kapitän dummes, vor allem gefährliches Zeug daherschwatzte, dass ihm der Freund warnend auf die Füße trat.

Trophimus kritisierte die Götter, die im Olymp Schach spielten, anstatt sich um die Menschen zu kümmern. Dagegen loderte ein unstillbares Feuer gegen die Christen in seinem Herzen. Immerhin hatten sie ihn um ein herrliches Erbteil gebracht. In Pergamon, Tummelstätte aller Götter und Religionen, hatte sich auch eine Christenschar eingenistet, unter ihnen ein reicher Onkel, der ihn in seinem Testament wohl bedacht hatte. Eines Nachts war der ganze Haufen aufgefliegen. Für klingende Münzen hatte sich einer hingegeben, diese Gruppe in der römischen Kaserne anzuschwärzen. Nach selbst

ernanntem Recht, das später im Jahr 177 nach Christus durch Kaiser Mark Aurel zu einem Edikt ausgerufen wurde, belohnte man die Verräter mit den Gütern, die man den Christen geraubt hatte.

Ein Richter in Pergamon hatte nur gelacht, als Trophimus erklärte, er habe allein Anspruch auf das versprochene Erbe seines Onkels. Nur unter einer Bedingung ließe sich darüber reden, sagte der Richter. Trophimus könne sich wohl denken, worin diese Bedingung bestehe. Der Kapitän konnte es sich denken, stellte sich aber unwissend. »Nun, wenn er seinen Irrglauben widerruft!« Der Onkel blieb bei seinem Bekenntnis zu Christus.

Unbeschreiblicher Hass gegen seinen Onkel und noch mehr gegen die Christen erfüllte das Herz des so geprellten Neffen. Als der Rudermeister des Schleppers den jungen Sklaven Timaios dem Kapitän vorstellte, fiel die übliche Frage nach dem Vergehen des Verurteilten.

»Nichts – nichts hat er sich zu Schulden kommen lassen, außer ... dass er sich zu den Christen bekennt.«

Das heitere Gesicht des Kapitäns schien sich plötzlich in einer rabenschwarzen Wolke zu verbergen. Er spuckte auf den Boden und scharrte dann mit seinem rechten Fuß darüber. »Sich zu diesen Christen zu bekennen, macht alle anderen Übeltaten zur Bagatelle.«

Timaios meinte, alles Blut müsse in seinen Adern gefrieren. Der Kapitän schaute ihn aus dunkel blitzenden Augen an. »Morgen früh bekommst du eine letzte Gelegenheit, im doppelten Sinn frei zu werden. Frei von deinem verderblichen Aberglauben und damit frei, sich deiner Jugend und deines Lebens zu freuen.« Er rief einen seiner Männer herbei. »Zeigt ihm seinen Platz und morgen bei Sonnenaufgang bringt ihn hier herauf.«

Trophimus hatte sich am nächsten Tag auf eine seltsame Weise verändert. Mit einer sauberen, aber etwas verwaschenen Toga bekleidet stand er neben einer Gruppe von Priestern, die am Anfang der Mole ihren Poseidon-Altar errichtet hatten. Es wäre krasse Götterbeleidigung gewesen, hätte der Kapitän diese religiöse Notwendigkeit verachtet. Poseidon, dem griechischen Meeresherrn, waren Menschen und Güter ausgeliefert, die sich anschickten, die weite und gefährliche Reise nach Rom anzutreten.

Ein Aufseher kam über die Laufplankenbrücke, seine harte Hand um das Genick des jungen Sklaven Timaios gespannt. »Nun sag es dem Kapitän und den Priestern. Entweder du bekennt dich zu dem Meeresherrn oder ...« Der Aufseher machte die unmissverständliche Bewegung eines blitzenden Schwertes. »Eigentlich tust du mir leid«, fügte er hinzu.

Kalt schaute der Oberpriester Poseidons dem jungen Sklaven entgegen. In eine kostbare Toga gehüllt war er sich seiner Würde als Oberpriester wohl bewusst. Neben ihm standen der Kapitän und zwei weitere Priester. Poseidon unterstrich besonders in den Hafenstädten seine herausragende Stellung unter den Göttern.

Der Oberpriester gab das Zeichen, den Opfertier mit der Axt zu erschlagen. Durch einen leicht aufkommenden Wind wurde der aufsteigende Rauch über dem Opferaltar hinaus aufs Meer getrieben. So weit das Auge reichte, so weit das Meer sich dehnte und am Horizont wie ein flimmernder Streifen verschwamm, so mächtig war das Reich des Meeresherrn Poseidon. Seine Macht und Größe waren allgemein anerkannt, davon ausgenommen eine fanatische Glaubensgemeinschaft, die einen gewissen Christus als ihren Gott verehrte und ihn allein anbetete.

Der Kapitän hatte den Oberpriester mit einem kurzen Satz informiert, wes Geistes Kind dieser junge Sklave war. »Also einer von den verhassten Christen«, murmelte dieser. Sein Gesicht verzog sich zu einem bösen Grinsen. Er wies mit seiner rechten Hand aufs Hafenbecken. Die weiße Wolke hatte sich über das Wasser gesenkt und kroch wie geduckt über die leicht bewegten Wellen. Der Oberpriester pfiff bedeutungsvoll zwischen den Zähnen.

Er stieß den Kapitän vertraulich an. »Poseidon antwortet auf das Opfer. So wie die weiße Wolke über das Meer kriecht, gebührt dem Gott des Meeres gehorsame Unterwerfung. Und dem Burschen da«, er nickte zu Timaios hinüber, »wird nichts anderes übrig bleiben, als Poseidon das gebotene Opfer zu bringen!«

CHRISTUS ODER POSEIDON

Darin aber irrte der Oberpriester. Als sich die Leute längst wieder ihrer Arbeit zugewendet hatten, versuchte der Oberpriester, was vor ihm schon manche andere versucht hatten. Keinem war es geglückt und auch ihm nicht, Timaios mit Schmeicheleien oder härtesten Drohungen von Christus wegzuziehen.

»Weißt du nicht«, zischte der Oberpriester, »dass ein Kaiser Nero die abtrünnige Brut der Christen vor die Löwen geworfen hat?«

Timaios sah in das zorngerötete Gesicht des andern. »Gott kann wohl der Löwen Rachen zuhalten«, antwortete er tapfer.

Kapitän Trophimus rückte auf Tuchfühlung an den Priester heran. Er erschrak über dessen zusammengekniffene, tückische Augen.

»Du, Trophimus, wirst verantworten müssen, wenn Poseidon in seinem Zorn das Meer aufwühlt. Wenn dein so sicheres Handelsschiff wie eine Nusschale in den Meeresboden gedrückt wird, dann, dann ...« Geübt in drohenden Gebärden rollte er wild die Augen und fuchtelte mit seinen Armen in der Luft herum.

Trophimus war von diesem Theater offensichtlich

beeindruckt und sah den Oberpriester fragend an. »Was habe ich denn verbochen? Warum sollte Poseidon mich zur Verantwortung ziehen?«

»Warum? Es kann in einem Augenblick abgewendet werden. Anstatt ihn in der Reihe deiner Rudersklaven anzuketten, lass diesem jungen Rebellen noch hier den Kopf abschlagen, hier angesichts des aufgestellten Poseidonaltars, den er durch seine Verachtung lächerlich gemacht hat.«

Trophimus dachte sich seinen Teil. Nicht Poseidon war lächerlich gemacht worden, sondern dieser Priester hatte samt seinem Meeresherrn versagt. Allerdings hütete er sich, seine Gedanken laut zu äußern. Er dachte aber auch nicht daran, sich von diesem aufgeblasenen Kerl befehlen zu lassen. Gleichwohl wagte er nicht, die Strafe für den jungen Sklaven rundweg abzulehnen. Rein rechtlich gesehen hatte man Timaios zu tausend Tagen Galeere verurteilt.

Wie ein unberechenbarer Pfeil traf ihn plötzlich ein unbezahlbarer Gedanke. Genugtuung spiegelte sich auf seinem Gesicht wider, doch nur für einige Sekunden. Nahezu gönnerhaft beugte er sich zu dem Oberpriester hinüber: »Ein Schwert ist zu scharf und mit einem Hieb ist alles vorbei. Ich hab etwas Besseres im Sinn!« Während er dem Oberpriester mit vorgehaltener Hand ins

Ohr flüsterte, verwandelte sich dessen Gesicht zu einer teuflischen Fratze.

»Damit bin ich zufrieden! Nur, dass du nicht allein versprichst, sondern ...«

Hier unterbrach ihn der Kapitän. »Keine Sorge, Wenn ich jemandem mein Wort gegeben habe, dann pflege ich es auch zu halten!«

Der Oberpriester drückte ihm die Hand. »Ich zweifle auch nicht daran, wie ihr auch nicht zu zweifeln braucht, dass Poseidon euch unversehrt einschließlich der gesamten Ladung nach Rom bringt.«

Den ganzen übrigen Tag schlepten Sklaven und Tagelöhner Korn und Gewürze in den Bauch der Leontos, die vor Jahren als Kriegsschiff in manchem Brandherd des römischen Imperiums eingesetzt worden war. Nun war diese einstige Galeere zum Frachtschiff umgebaut worden. Ein Löwe als Galionsfigur schmückte den Bug und auch der Rammsporn, jetzt erheblich verkürzt, erinnerte an den einstigen Zweck der Leontos.

Am nächsten Morgen stand der Kapitän breitbeinig, sich seines Postens wohl bewusst, vor einem fülligen, vornehm gekleideten Mann, der eifrig auf Trophimus einredete. Es war einer der reichen Kaufleute, dessen prächtige Villa mit dem riesigen Grundstück die Grenze zu dem Anwesen des Richters Achaikus bildete.

Er selbst hatte die Ladung in die Welthauptstadt Rom zusammengestellt, nur von dem einen Grundgedanken bewegt, höchsten Gewinn zu erzielen. Kostbare Gewürze, Elfenbeinfiguren, Gaumenfreuden für die reichen Schlemmer der Stadt, alles verpackt und zehnmals kontrolliert. Offensichtlich imponierte ihm das Auftreten des Kapitäns. Auf die Frage, ob man denn auf der weiten Seereise mit der Gunst Poseidons rechnen könne, nickte der Kapitän.

Plötzlich rieb er sich verwundert über beide Augen.
»Was soll das denn heißen?«

In Begleitung eines jungen Mannes nahte die Gestalt des Oberpriesters, von zwei Sklaven gefolgt, die mit schweren Lasten auf ihren gekrümmten Rücken beinahe darunter zusammenbrachen.

Auch der Kaufmann hatte sich der nahenden Gruppe zugewandt. Sein Gesicht drückte Überraschung und Freude zugleich aus. Die hohe Gestalt des Poseidonpriesters war unter den vornehmen Bürgern Smyrnas kein Unbekannter.

»Dann kann ich ja gleich aus der Quelle schöpfen«, freute sich der Kaufmann. Er ahnte nichts von den zwiespältigen Gefühlen, die den Kapitän angesichts dieser Gruppe bewegten. Ohne Zweifel hatte dieser Priester etwas nachzuholen. Nachdem der Kaufmann mit leicht

klagender Stimme den Stellvertreter Poseidons begrüßt hatte, kniff er den schmalen Mund zusammen, sodass seine ohnehin dürfte Oberlippe verschwand. »Kann ich damit rechnen, dass Poseidon mir und meiner Fracht freundlich gesinnt ist?«

Der Oberpriester kannte seine Pappenheimer. Für gute Nachrichten wechselten nicht selten einige Goldstücke den Besitzer. So gab er auch jetzt die erwartete und gewünschte Antwort, raffiniert genug, auch den Kapitän sofort ins Bild zu setzen.

»Unter Poseidons Schutz wird alles ohne Zwischenfälle verlaufen. Oder denkst du, ich würde meinen treuesten Priester auf die weite Reise schicken, wenn ich den Zorn des Meeresgottes fürchten müsste?« Dann wandte er sich an den Kapitän: »Es hat sich für unseren jungen Priester ein Weg geöffnet, in einem Poseidonheiligtum oberhalb von Syrakus den Dienst zu versehen.«

Der Oberpriester bemerkte, wie der Kapitän wenig erbaut davon war, was man von ihm verlangen könnte. Den abweisenden Blick des Kapitäns übersehend, bot der Oberpriester diesem an, seinen jungen Kollegen bis nach Syrakus mitzunehmen.

Der Kapitän verbarg seinen Unwillen. Es war doch mehr als eine Unverschämtheit, dass dieser Oberpriester sein Angebot als einen Gefallen ansah, den er dem

Kapitän tat und nicht umgekehrt. Kurz: Er bot an, aber fragte nicht.

Währenddessen kam der Kaufmann dem Oberpriester als Schützenhilfe entgegen. »Wenn das nicht ein Wink der Götter ist! Immerhin wird ein Priester des Meeresgottes auf dem Schiff die Sicherheit der langen Reise fast garantieren.«

Der Oberpriester freute sich über die unerwartete Unterstützung des Kaufmanns und nickte eifrig.

»Es ist doch noch Vertrauen da in unsere Götter. In der Tat wird Poseidon die Reise des Frachters unter besonderer Nachsicht begleiten!«

Dummer Schwätzer, dachte der Kapitän. Natürlich wagte er nicht, dem Oberpriester einen Korb zu geben.

»Ich bin einverstanden«, sagte er deshalb. »Allerdings wird es auf diesem Frachter an mancher Bequemlichkeit mangeln. Außerdem besteht die Mannschaft aus Männern, die eher ihre Muskeln als ihren Verstand gebrauchen.«

Der Oberpriester grinste niederträchtig. »Gedanken sind in jeder Hinsicht gefährlicher als Muskeln«, sagte er beiläufig. »Außerdem«, er trat hautnah an den Kapitän heran, »außerdem wird es dir leichter fallen ... jenen jungen Christen aus dem Verkehr zu ziehen.«

NUR FAHRGAST ODER SPITZEL?

Dass nicht allein der Oberpriester die Ironie meisterhaft beherrschte, zeigte nun der Kapitän in einer gezielten Spitze. »Ich hoffe nur, dass der junge Priester neben seinem Auftrag in Syrakus auf meinem Schiff nicht auch noch als Spitzel eingesetzt wird.«

Der Oberpriester sah den Kapitän kalt an. »Wie soll ich das verstehen?«, fragte er drohend.

Ungerührt, aber nicht minder drohend erwiderte der Kapitän: »Ob ich mein Versprechen auch einhalte!« Er wies mit einer kurzen Bewegung zur Leontos hin. »Was dort an Bord geschieht, bestimme ich. Auch wenn ich Christen auf meine Weise liquidiere, dann nicht, weil andere es so wollen. Ich denke, wir haben uns verstanden!«

»War ja deutlich genug«, erwiderte der Oberpriester, aber das Böse in seinen Augen blieb. Beide waren offensichtlich damit zufrieden, ihre Begegnungen aufs Nötigste zu beschränken.

Der Kapitän gab einem seiner Leute den Auftrag, den jungen Priester mit seiner Fracht aufs Schiff zu geleiten.

Liebend gern hätte der Oberpriester seinen jungen Kollegen noch gewarnt, sich mit dem Raubein von Kapitän

nicht unnötig anzulegen. Eigentlich aber genügte ihm die Zusicherung, der widerspenstige Rudersklave würde in einigen Wochen in die Todesbarke umsteigen müssen. Dass dessen Christus helfend eingreifen könnte, erwog er mit keinem Gedanken.

In der folgenden Woche hatten die Rudersklaven der Leontos ein nahezu menschliches Leben. Poseidon schien alle Wünsche zu erfüllen. Ein günstiger Wind blähte die Segel und die Leontos kam gut voran.

Timaios hatte den Mitgefangenen nicht verschwiegen, dass er sich zu den Christen zählte.

»Anderswo«, spottete einer der Mitgefangenen, »etwa in Sardes, Pergamon oder direkt in Rom laufen die Christen meistens ohne Kopf herum!«

Die Meute grölte.

Timaios blieb ruhig und parierte auf seine Art.

»Für uns Christen ist das Herz in jedem Fall wichtiger als der Kopf. Wenn Christus unser Herz überwunden hat, dann gehört ihm auch der Kopf.«

»Auch wenn er hohl ist oder mit Stroh gefüllt!«, schoss einer giftig aus der vordersten Bank. Wieder feixten die Leute los.

Der Kapitän, der auf Mitteldeck stand und sich mit dem Poseidonpriester unterhielt, stampfte wütend die Treppe hinunter.

»Ihr werdet wohl von Wasserschlangen gekitzelt!«
Um dem Priester eine verdeckte Schmeichelei zu liefern, fügte er hinzu: »Dankt es lieber dem Meeresgott, dass er durch solch günstigen Wind eure Faulheit stärkt.«

Er hielt den angefeuchteten Finger in die Luft.

»Mir scheint, der Wind lässt nach und bald könnt ihr wieder rudern, rudern, damit niemand aus der Übung kommt.«

Die eben noch so freundlichen Gesichter der Ruderer erstarrten und wurden wieder zu Sklavengesichtern.

In den nächsten Tagen tauchten immer wieder Inseln aus der endlosen Weite des Meeres auf. Die beiden Männer, Trophimus und der Poseidonpriester, verstanden sich blendend. In einer Art Ehrlichkeit, die sich der Kapitän gegenüber dem anderen leistete, ließ er heraus hören, wie wohl alles, was mit den Göttern zu tun hatte, ein ertragreicher Schwindel war. Die beiden standen an der Reling gelehnt. Der lange Bart des Priesters wehte um sein hageres Gesicht.

Er lachte dem andern zu. »Das lass nicht meinen oberen Herrn wissen!«

»Welchen denn? Poseidon selbst oder den Oberpriester?«

»Beiden, wenn's beliebt!« Er brach dieses Thema ab und begeistert zeigte er über die weite flimmernde Fläche

des Meeres. Dahinter hoben sich grün bewaldete Inseln heraus.

»Da möchte man mal einige Tage ausspannen«, bemerkte der Priester.

»Sieht alles harmloser aus, als man vermuten könnte«, erklärte der Kapitän dem anderen. »Zwei Hindernisse verbieten uns einen kleinen Abstecher. Einmal die unheimlich scharfen Riffe, von den Wellen verdeckt, und dann ...«, die Augen des Kapitäns wurden zu schmalen Schlitzern, »wer mit Schwimmen solch einen Inselstrand erreichen will, sollte die beweglichen Dreiecke nicht übersehen.«

Das bleiche Gesicht des Priesters rötete sich vor Spannung. »Haie«, hauchte er.

»Ja, Bestien, die nur aus Zähnen bestehen«, pflichtete ihm der Kapitän bei.

»Allein Poseidon kann mit diesen Ungeheuern in seinem ureigenen Element fertig werden.« Während der Priester dieses sagte, lächelte er hintergründig. Als wäre es lediglich eine Art Neugierde, wandte er sich erneut an den Kapitän. »Werden diese gefräßigen Begleiter noch weiter auf unserem Kurs bleiben?«

Trophimus durchschaute das Gerede des andern. Sie hatten doch die Sache lang und breit besprochen. Was sollten diese verschlüsselten Fragen?

»Es fängt erst an«, bemerkte der Kapitän. »Jeder Fischerkahn, der sich zu weit vom Festland oder von einer der zahllosen Inseln aufs Meer wagt, braucht eine ganze Truppe von Göttern, um seine Familie weiterhin ernähren zu können. Wenn du verstehst, was ich meine!«

FRASS FÜR DIE HAIE

Wie gut der Priester den andern verstand! Beide harrten dem Augenblick entgegen, wo sich die Ohnmacht dieses Christus handgreiflich zeigen sollte. Zuvor aber sorgten sie noch für »Nebel«, der die Mannschaft einhüllte und sogar bis hinunter in den Ruderraum der Sklaven drang. Im Allgemeinen hatten Sklaven keinerlei Rechte und mussten sich gefallen lassen, was ihre Herren mit ihnen anstellten. In dem gegebenen Fall aber war es gut, selbst den letzten Mann des Schiffes gegen den jungen Christen Timaios aufzuhetzen. Die Methode war äußerst einfach und oft mit Erfolg angewandt worden, nicht allein durch den Kapitän und den Priester des Poseidon. In dieser Masche erfolgreich zu sein, reichte vom geringsten Sklaven bis hin zum Kaiser.

Um sich selbst einer Schlinge zu entziehen, brachte man ein Gerücht in Umlauf. So war es vor über hundert Jahren durch den Kaiser Nero geschehen. Um aus seinem stinkenden Rom eine strahlende Weltmetropole aus der Erde zu stampfen, hatte er sogenannte Elendsviertel durch ausgesuchte Brandstifter anzünden lassen. Unvorstellbares Elend besonders unter der armen Bevölkerung war die Folge dieser Wahnsinnstat. Die Wut

und der angestaute Hass unter den Römern bekam eine gefährliche Stimme. Man traute es dem ehrgeizigen Nero zu, dass er das Feuer gelegt hatte, beziehungsweise es legen ließ. Zufällig konnte es nicht angefangen haben, denn es war an verschiedenen Stellen gleichzeitig ausgebrochen. Der Kaiser hörte mit Entsetzen die Nachricht, dass man ihn und seine Günstlinge verdächtigte. Ob er nun selbst oder ein anderer auf den Gedanken kam: Es bot sich als einziger Ausweg an, den Brand von Rom auf die Christen zu schieben. Diese Finsterlinge mit ihren geheimen Zusammenkünften waren allein zu solchen Taten fähig. Wenn auch mancher der vornehmen Römer daran zweifelte und das kursierende Gerücht als eine Art Notwehr des Kaiser ansahen, schürten sie doch die Gedanken unter dem Volk, die allseits ghassten Christen hätten die Stadt angezündet. Eine Atmosphäre gleicher Art unter der Besatzung einschließlich der Sklaven bereiteten nun der Kapitän Trophimus und jener junge Poseidonpriester vor.

Es war ein herrlicher Sommermorgen, als der Kapitän nahe einer bewaldeten Insel bestimmte, noch ungefährdet durch Felsenriffe, hier wolle man in einer längeren Pause vor Anker gehen. Sie hatten sich der Insel so weit genähert, dass man die zackigen Kronen der Bäume sah, die ihre Schatten in den weißen Sand malten.

Der Kapitän gab Order, die gesamte Mannschaft solle sich auf Deck versammeln. Eigentlich nichts Außergewöhnliches. Dass aber selbst die Sklaven unter strenger Bewachung auf Deck geholt wurden, sprengte den Rahmen des Üblichen. Nun standen sie da, bärtig, mit stumpfen Gesichtern, in denen sich ihr Schicksal tief eingegraben hatte, ratlos und manche unter ihnen insgeheim voll Angst, was dieser seltsame Appell wohl bedeuten sollte.

Die schweigende Mauer der Menschen stand mit dem Rücken dem Meer zugewandt und wartete auf den Kapitän. Endlich aus dem Mitteldeck auftauchend, gefolgt von dem Poseidonpriester, stellte sich dieser bewusst auf einen erhöhten Platz und schaute sich wie ein Feldherr um. Ohne Zweifel, er gefiel sich in dieser Rolle. Er zog den jungen Priester nach, in dessen Augen unübersehbar einige Tränen glitzerten.

Der Kapitän hob seinen Arm, als wolle er Schweigen gebieten. Doch nichts unterbrach die Stille. Allein die rauschenden Wellen waren zu hören, wie sie an die Bordwand der Leontos klatschten.

Trophimus sonnte sich in seinem geringen Wissen, das er wie selbstverständlich unter die Versammelten streute. Wichtig war ihm vor allem, dem Poseidonpriester zu imponieren.

»Es ist unter der jüdischen Religion geschichtlich nachgewiesen, dass sie in ihren Schriften von einem Sündenbock sprechen.«

Der Kapitän registrierte, wie ihn der Priester bewundernd anschaute. »Ein Sündenbock hatte die Aufgabe, stellvertretend für das ganze Volk den Zorn des jüdischen Gottes zu stillen.

Obwohl«, ergänzte der Kapitän und schloss damit ab, »dieser Sündenbock unschuldig war.« Ein kurzes Augenzwinkern zwischen Trophimus und dem Poseidonpriester.

Wirkungsvoll durch seine Tränen, gemischt mit einem klagenden Ton, gewann der Priester sofort die hörbereiten Ohren der Männer.

»Ich habe eine furchtbare Nacht hinter mir. Eine Nacht unheimlicher Schrecken, wie sie kaum einem Sterblichen zugemutet wird. Es ist, wie Poseidon mir gezeigt hat, ein Sündenbock unter uns. Einer, der schwer schuldig ist, und durch dessen Schuld jeder unter uns um sein nacktes Leben fürchten muss!«

Entsetzt sahen sich die Männer an. Theatralisch beide Hände gegen den Himmel hebend, verharrte der Priester einige Augenblicke. Dann sah er die Mauer der Menschen durchbohrend an.

»Nahe der Stadt Puteoli erwartet uns ein mörderischer

Sturm. Poseidon selbst hat mich wissen lassen, was geschehen wird. Ich habe Masten brechen sehen, Ruder der Sklaven zersplittert auf den brausenden Wellen treibend und alles ...« Der Priester legte bewusst, um die Spannung zu erhöhen, eine Pause ein.

»Und alles, weil einer unter uns nicht allein den Meeresgott erzürnt, sondern noch manche unserer Götter.«

»Einer unter uns!«

Die Rudersklaven wussten auf Anhieb, wer gemeint war. Ihre Blicke blieben drohend auf Timaios haften.

»Den Frevler sofort köpfen!«, rief einer der Sklaven.

»Ja, köpfen, köpfen!«, schrien alle durcheinander. Sogar Männer von der Mannschaft, die Timaios nicht kannten und nicht wussten, dass er zu den Christen gehörte, verstärkten den Chor der Schreienden. Wieder ein kurzer Blickwechsel zwischen dem Kapitän und dem Priester. Das klappte ja wie zugeschnitten.

»Männer! Wenn das geschieht, was ihr fordert, dann werden wir Rom ohne Schaden erreichen!«

Jubel brandete auf.

»Was zögern wir noch?«, rief die Meute.

Trophimus gab einem der Männer einen unmissverständlichen Befehl.

»Dem Christen Timaios die Fesseln ab!«

Der Aufgerufene zögerte. Hatte er sich verhöhrt?

»Hast du mich nicht verstanden?«, donnerte der Kapitän.

»Doch, doch«, beteuerte der Mann und befreite Timaios brutal von seiner Kette. Der Knöchel des jungen Christen blutete und war dick geschwollen. Hinter der Menschenmauer baute sich eine Goliathgestalt auf, seine klobige Hand auf den Griff eines scharfen Schwertes gestützt. Einige der Sklaven rückten zur Seite.

Nun trat der Priester wieder in Aktion. Er schaute den jungen Sklaven triumphierend an. »Bekennst du vor dem Kapitän und der ganzen Mannschaft, dich an die verderbliche Sekte der Christen zu halten?« Bevor Timaios antworten konnte, ergänzte der Priester: »Noch deutlicher: Ist Christus der alleinige Herr, vor dem die römischen und griechischen Götter nichts bedeuten?«

Timaios sah mitten in die spöttischen Augen seines Gegenübers. »Christus ist mein Herr! Ihm allein gehört alle Ehre. Im Himmel und auf Erden!«

Der Priester platzte wütend lachend heraus. »Die versammelten Männer haben es alle gehört. Hoffentlich auch dein unsichtbarer Herr!«

Das erwartete Gegröle folgte wie das Donnernrollen auf den Blitz.

Der Priester trat wieder in die Reihe und schaute zurück auf den etwas erhöhten Kapitän. »Nun haben es

alle gehört! Er verachtet unsere Götter, den Cäsar in Rom, überhaupt uns alle, die wir hier versammelt sind.«

»Dann bleibt wohl nichts anderes mehr übrig als zu handeln.« Der Kapitän trat vor den Verurteilten. Er zeigte über die Köpfe der Männer hinüber zu den wehenden Baumwipfeln der nahen Insel.

»Ich kann kein Blut sehen«, grinste er gespielt wehleidig. »Darum schenke ich dir, armer Hund, die Freiheit.«

Die Männer der Mannschaft und besonders die Sklaven glaubten, im Oberstübchen ihres Kapitäns sei etwas durcheinandergeraten. Nur der Poseidonpriester versteckte ein gemeines Grinsen hinter seinem Bart.

Trophimus überfiel Timaios mit einer Frage: »Kannst du überhaupt schwimmen?«

Timaios schüttelte verwirrt den Kopf, dann nickte er. »Doch, Herr, ich kann schwimmen.«

»So, so«, grinste der Kapitän. »Du bist nämlich erst dann frei, wenn du drüben die Insel erreicht hast. Erst dann bist du auch unerreichbar für uns und für deine Ruderbank.« Der Kapitän drückte die Mauer der erstaunt gaffenden Männer zur Seite und stapfte an die Reling.

»Der Oberpriester hat mir anvertraut, dein Herr könne den hungrigen Löwen den Rachen zuhalten. So wenigstens behaupten es die Christen.«

Der Priester drängte sich neben den Kapitän. »Glaubst du das auch?«

Timaios nickte und wandte sich der spiegelglatten See zu. Beinahe hätte er vor Entsetzen laut aufgeschrien. Unmittelbar vor dem Schiff bemerkte er silberne bewegliche Dreiecke. *Haie!* Jetzt sahen auch die heran-drängenden Männer, wie die Tiere das ruhige Wasser durchschnittten und kräuselnde Furchen hinter sich her-zogen.

Der Priester schaute verächtlich auf das zitternde Men-schenbündel. Angesichts solch eines grausam verhäng-ten Todes hatte dieser Jesus wohl keine Chance mehr. Jedoch hatten Trophimus und der Priester zugleich aus-gemacht, dem Jungen keine Gelegenheit zum Widerrufem einzuräumen.

»Wenn dich die Haie verschonen und du die Insel erreichst, bist du frei.« Der Kapitän sah sich Beifall hei-schend um. »Und ich spendiere deinem Gott einen Krug vom besten Wein!«

Die Männer grölten los und es klang wie eine Be-freiung.

Timaios spürte, wie Tränen seinen Blick verschleier-ten. Er dachte nicht daran, seinen Herrn zu verraten, aber ... Er fiel auf seine Knie und schaute zu dem Kapitän auf. »Darf ich meinen Gott noch anrufen?«

»Bis du heiser wirst!«

Alle brüllten vor Vergnügen.

Timaios senkte sein Kopf auf den nach Teer riechenden Boden. »Mein Gott! Du bist jetzt da. Noch näher als alle, die deinen Namen verspotten. Wie du den Löwen schon ihre gierigen Rachen zugehalten hast, so kannst du es auch bei den Haien tun ...«

Der Priester nickte dem Kapitän kaum merklich zu. *Wohl genug des Theaters*, sagte sein Blick. Eine kurze Handbewegung zu dem Riesen, der um seinen Schwertstreich gekommen war. Der sprang herzu und fasste die leichte Gestalt. In einem hohen Bogen, zappelnd und schreiend flog Timaios in die blau-grünliche Flut.

Tierisches Gebrüll in ihren Kehlen, dabei wild mit den Armen gestikulierend, beugten sich die Männer über die Reling.

Wie silberne Riesenpfeile schossen die Haie auf ihr Opfer zu. Timaios tauchte auf und rieb seine Augen frei. Unmittelbar vor ihm tauchte eins der Tiere auf, das sich mit aufgerissenem Rachen dem Jungen näherte.

»Jesus!«, zitterte Timaios' dünnes Stimmchen zwischen dem heiseren Gebrüll der Männer. Gleich einem sternförmigen Gebilde, das immer mehr zusammenschrumpft, glitten noch einige andere Haie auf den wehrlosen Jungen zu. Nur noch Sekunden, dann musste dieser

grausame Spuk zu Ende sein. Übrig bleiben würde eine Blutwolke, vermischt und tausendfach mit Meerwasser verdünnt und bald aufgelöst.

Manche der Männer schauten angewidert weg. Dann aber geschah, was keiner von ihnen je vergessen würde. Als stünde plötzlich eine Mauer vor ihnen, drehten die Haie wie von einer unsichtbaren Hand verscheucht vor dem schwimmenden Jungen ab.

Den Männern, die mit erstaunten Augen beinahe über die Reling kippten, lief ein seltsames Grauen über den Rücken. Sollte dieser unsichtbare Herr wie ein drohender Schatten über der Leontos stehen, wie er andererseits seine Hände über den jungen Christen hielt?

Der Kapitän und sein Komplize wurden grau wie die verschlissenen Segel des Schiffes.

Wie es bei den Wundern Jesu zu seiner Erdenzeit oft heißt, dass die Menschen außer sich waren vor Entsetzen, so widerfuhr es nun der gaffenden Menge auf der Leontos. Nicht als gefräßige Bestien, vielmehr wie ein Schutzring kreisten die Tiere den prustenden Schwimmer ein.

Wütend befahl der Kapitän, ein blutiges Stück Fleisch aus dem Nebenraum der Kombüse zu holen. Mit einem Fluch warf er den Brocken über die Reling. Zwei der Haie schossen heran und rissen mit ihren scharfen Zähnen

das Fleisch auseinander. Gischt schäumte auf, dann glättete sich das Wasser wieder. Währenddessen schwamm Timaios Gebete stammelnd oder nur seufzend auf das rettende Ufer zu. Die glitzernden Leiber der Fische erschienen ihm wie ein Traum, denn diese als Wirklichkeit zu erleben, war gedanklich nicht zu fassen. Timaios sah die ersten rissigen Steine durch das glasklare Wasser. Noch einmal würgte ihn die Angst und drohte seine Glieder zu lähmen. Obwohl er die bewahrende Hand seines Herrn eine Hand breit über sich wusste, waren doch die glänzenden Leiber der Haie zum Greifen nahe. Währenddessen brüllte der Wirt auf der Leontos nach einem Krug Wein. Keineswegs, wie er spöttisch versprochen hatte, um Christus einen Krug zu spendieren.

Der Poseidonpriester taumelte hinunter in seine Kajüte. Er zitterte am ganzen Körper, warf sich auf die Knie und stammelte immer wieder den einen Satz: »Christus, Christus, wenn du lebendig bist, dann ...« Was dann geschehen sollte oder könnte, wagte er nicht vorzuschlagen. Erschüttert blieb er auf dem Boden liegen. Welche Hand hatte die wilden Tiere gezähmt?

Timaios taumelte, nachdem er in hastigen Zügen auf den Strand zugeschwommen war, im kniehohen Wasser auf den sandigen Strand zu. Als er sich umwandte, sah er die silbernen Dreiecke der Haie, wie sie sich aufs offene

Meer zubewegten. Eine leichte Brise wehte das Freudengeschrei der meisten Männer zu ihm herüber, nur der Kapitän blieb stumm.

Der hatte nie an die Götter geglaubt, weder an die griechischen noch die römischen. Trotz des offensichtlichen Zeichens dieses Christengottes dachte er nicht daran, seine Knie oder sein Herz vor ihm zu beugen. Hier konnte man sich, um diese Bilder zu verdrängen, nur besaufen. Und das gedachte der Kapitän an diesem einbrechenden Abend reichlich zu tun.

ER HEISST WUNDERBAR

Am Horizont stand der glühende Sonnenball und warf einen lichten Vorhang über das Meer und den weiten weißen Strand. Erschöpft war Timaios in den Sand gesunken. Böse Träume hatten ihn geplagt. Er sah die gefräßigen Tiere auf sich zukommen, die Reihe ihrer scharfen dolchartigen Zähne, wie sie nach ihm schnappten, aber ihn nicht verwundeten. Dann hatten die Bilder gewechselt. Vor ihm bauten sich der Poseidonpriester und Trophimus auf, geschüttelt von höhnischem Lachen. Der Traum gaukelte ihm handgreifliche Wirklichkeit vor. Es war vor allem die Angst, es könne ein Kahn ausgesetzt werden und ihn wieder an Bord der Leontos holen. Konnte man dem Kapitän und seinem gegebenen Versprechen vertrauen?

Immerhin, er hätte vor der gesamten Mannschaft als wortbrüchig dagestanden. Musste er jedoch das Wort, einem Volksfeind gegeben, überhaupt halten?

Timaios krallte seine beiden Hände in den Sand.

Er schlug die Augen auf. »Mein Gott, mein treuer Gott«, betete er. »Du hast mich vor gierigen Haien bewahrt. Nun darf ich leben! Nun bin ich kein Sklave mehr.«

Er hörte das Meer rauschen und sah über sich die

grünen Wipfel hoher Bäume. Sich zu der Meeresseite umzuwenden, traute er sich nicht. Zu lebhaft stand der Traum vor seinen Augen. Er lauschte, ob brüllende Männerstimmen an seine Ohren drangen. Nichts dergleichen geschah. Er rollte sich auf die Seite. Er sah, wie Meer und Horizont in einem rosafarbenen Schleier miteinander verschmolzen. Die Lebensfreude erfüllte ihn so elementar, wie er sie in all den Sklavenjahren niemals empfunden hatte.

Er spürte die schmerzenden Knöchel; der Wärter hatte ihn nicht gerade mit Zartgefühl von seinen Fesseln befreit. Timaios setzte sich auf und ließ kühlen Sand über das rechte Bein rieseln. Wahrscheinlich hatte die Leontos noch gestern Abend oder heute am beginnenden Morgen den Anker gelichtet. Quälender Durst erinnerte Timaios daran, dass er lebte, sozusagen dem Leben ganz neu wieder geschenkt worden war, einem Leben in Freiheit. Doch sollte dieses Leben erhalten bleiben, dann mussten die beiden elementarsten Bedürfnisse gestillt werden, nämlich Durst und Hunger.

Timaios kniete im Sand nieder. »Herr, du hast mich wunderbar gerettet. Du wirst mir das Nötigste geben und für mich sorgen!«

Die rechte Hand wie einen Schild über seine Augen haltend, suchten seine Blicke den Horizont ab. Wie lästige

Fliegen quälten ihn die Gedanken, die Segel der Leontos könnten dort auftauchen. Doch nichts geschah.

Unter den Augen seines gegenwärtigen Herrn war er bereit für die nächsten Wunder, die schon auf ihn warteten.